

ERSTER TEIL
HEROISCHE HINTERWELTLER

V Im Vorhof

Vor über 30 Jahren erschien die deutsche Ausgabe eines dicken Buches, das zum ersten Male den Versuch unternahm, wenigstens einige der verkappten Religionen als zusammengehörig zu erweisen. Es war der Band: Aberglauben und Zauberei von Alfred Lehmann, dem Direktor des psycho-physikalischen Laboratoriums an der Universität in Kopenhagen, ein Werk, das noch heute z. B. in okkultischen Kreisen als das Hauptwerk mit widerlegender Tendenz gilt. Aber eben durch diese Einstellung geriet Lehmann auf einen Weg, der, wie wir bei Betrachtung des Okkultismus noch im einzelnen sehen werden, in einer Sackgasse enden mußte.

Wer die verkappten Religionen unter den Begriff Aberglauben summiert, übersieht einen wichtigen Zug: das Hinterweltlertum ist immer rationalistisch begründet (auch wenn es tausendmal von den Mysterien des Blutes, dem Unerforschten, dem Okkulten redet). Der echte Aberglaube dagegen ist nie rationalistisch begründet. Er ist kein Ersatz für Religion, sondern ein illegitimer Bruder der Religion; er setzt die Religion voraus und er hängt deshalb in der einen oder anderen Gestalt allen Menschen an. Unmöglich, Karten zu legen, ohne an Gott zu glauben und sei es auch unbewußt. Der Aberglaube sucht keine Methode und keine Erklärung. Er vertraut vielmehr glatt auf das Wunder, in dem Gefühl, daß der Verstand unzureichend sei. Wenn ich glaube, daß ein gefundenes Hufeisen mir Glück bringen wird, so suche ich bensowenig eine Erklärung für diesen Glauben, als für die Existenz Gottes. Ich vertraue einfach. Der Unterschied zur Religion liegt mehr in der Veräußerlichung, als im Geiste oder sittlichen Verhalten. Wenn ich Karten lege, suche ich nicht irgendwelche neuen Gesetze und Lösungen der Welt; sondern ich vertraue — ganz religiös — daß Gott oder eine überirdische Macht die Karten wird so fallen lassen, daß sie nicht lügen. Ich versuche Gott; ich flehe zum Himmel um ein Zeichen; ich versündige mich; aber eben in dieser Versün-

digung erkenne ich — ganz religiös — das Unerforschliche an. Ich erkenne an, daß ich nichts weiß.

So kommt es, daß gerade die großen Menschen abergläubisch sind. Vor einer stürmischen Landtagssitzung in der Konfliktzeit schlägt Bismarck, der Realpolitiker, der Immoralist, der Germane, in dem wirklich, nicht nur auf dem Papier, altes unchristliches Reckentum die herrschende Macht geblieben ist: schlägt Bismarck die Bibel auf und findet die Losung: „Den Weg, den du gehst, werde ich mit dir gehen“ und geht darauf nicht nur froh, sondern geradezu vergnügt in den Kampf. Er wußte, daß man so klug sein kann, wie die Klugen dieser Welt und doch immer vorwärts tappt, wie das Kind ins Dunkle.

Der Hinterweltler, der Verkapptreligiöse, stammt aus dem gerade entgegengesetzten Bezirk. Sein Anfang ist der Besserwiser und die bescheidenste verkappte Religion, die am wenigsten beständige, aber vielleicht auch die am schwersten auszurottende, ist der Geheimtip, der sich auf allen Lebensgebieten findet. Wir haben ihn im Kriege und zwar bei allen Kriegführenden erlebt. Da hatte Hindenburg schon im Frieden die ostpreußischen Sümpfe genau ausgemessen, in die er einstmals die Russen treiben wollte; da bekannten sich die Franzosen zu dem Glauben, die Deutschen hätten schon in Friedenszeiten im Kalk der Champagne geheime Schützengräben angelegt. Besserwiser oder vielmehr Schlimmerwiser erstanden an allen Ecken und Enden. Sie fanden sich im Felde, in der Heimat, im Unterstand, in der Etappe, auf dem Auswärtigen Amte und im Generalstab. Manchmal lag, wie in den größeren verkappten Religionen immer, ein Gramm Wahrheit auf dem Grunde des Geschwätzes. Aber nicht darauf kam es an. Verlockend war vor allem das Gefühl, es besser zu wissen, als die misera plebs, ein Eingeweihter zu sein. Man bekam mehr Selbstachtung, mochte auch die Geheimlösung morgen schon widerlegt sein. Denn übermorgen tauchte bestimmt eine schönere auf; Seifenblasen in allen Farben, meist aber in schwarz, waren ja billig.

Waren? Sie sind es noch heute. In Paris fabuliert man und vielleicht nicht nur aus politischer Berechnung, von Zeit zu

Zeit über den deutschen militärischen Geheimbund „Friedrich Barbarossa“ mit drei Millionen Mitgliedern. Wir Deutschen, die wir wissen, daß das ein Märchen ist, fabulieren statt dessen nicht nur in Romanen, sondern an manchem Biertisch und im ernstesten Männergespräch von dem geheimnisvollen Mittel, das die zu erwartenden französischen Flugzeuge aus der Luft zum Absturz bringen könne und von der Düngemittelerfindung, die unsere Ernten vervielfachen werde — Dinge, die nicht etwa beispielshalber von mir ungefähr erfunden sind, sondern die ich mit eigenen Ohren nicht als Hoffnung (als welche z. B. die Vervielfachung der Ernten bei Leuten auftaucht, die jeder Scharlatanerie so abgeneigt sind, wie etwa Hans Heinrich Ehrler), sondern ganz in der Art des Geheimtipp als eine felsenfeste Tatsache, als schon ganz fertige Rettung, gehört habe. Hier diktiert natürlich das politische Augenblicksbedürfnis manches; wir werden diesen Zug noch öfter antreffen; aber wie vorhin bei Gelegenheit der Betrugsmöglichkeiten ausgeführt: das Bezeichnende daran ist nicht so sehr, daß die Parole kaltblütig erfunden, sondern daß sie warmherzig geglaubt wird. Beseitigt werden kann sie nur, wie jede verkappte Religion, durch eine andere oder, wie wir hoffen wollen, durch echte Religion; nie aber durch Logik. Denn fragt man nun weiter, warum denn der geniale Erfinder nicht mit diesem Mittel herausrückt und uns rettet, so erhält man die Antwort: Ja, einer solchen Regierung wie heute stelle natürlich der Erfinder das Mittel nicht zur Verfügung. Wobei es ganz gleichgültig ist, um welche Regierung es sich handelt; denn der Besserwisser wird gegen jeden Besserwisser sein. Das Eigenartige und Bezeichnende ist, daß er seinen Erfinder nicht trotz des Nichtherausrückens, sondern gerade wegen des Nichtherausrückens für einen patriotischen Mann erachtet. Er ist für Logik unzugänglich geworden; er hat den Übertritt zur verkappten Religion vollzogen, ihre ersten Weihen empfangen.

Das Bedürfnis nach Geheimtun begleitet uns ja von frühester Jugend und nimmt nur später die mildere Form der Exklusivität an. Schüler haben ihre Geheimsprachen, Liebende ihre

Geheimschriften; ein Klub hat sein besonderes Slang und bei allen dreien wird das Geheimnis als süßes oder wertvolles empfunden — auch wenn es durchaus nicht nötig wäre, das Geheimnis zu wahren. Die Sache ist auch mehr als Mummenschanz, nicht mit den Vereinen Schlaraffia und Allotria zu verwechseln. Sie ist viel gewöhnlicher; das heißt viel tiefer verankert. Jeder Beruf, ja jede Passion entwickelt ihren eigenen Wortschatz. Es ist durchaus nicht gesagt, daß diese Fachwörter des Jägers, des Kartenspielers, des Buchdruckers, des Zimmermanns irgendwie bezeichnender sind, als die gewöhnlichen Ausdrücke — obgleich auch das häufig vorkommt —, ihr Urwesen ruht vielmehr darin, daß sie nicht jeder versteht, daß sie den nicht dazu Gehörigen, den Nichteingeweihten ein Buch mit sieben Siegeln bleiben. Und daß sie letzten Endes (hier liegt ihr Zusammenhang mit den verkappten Religionen) ein Mittel sind, um sich gegen die Menschheit überlegen zu fühlen. Jeder Lehrling jedes Berufes fühlt sich gehoben, sobald er einmal die Fachsprache beherrscht. Das Merkwürdige bleibt aber, daß diese Erscheinung nicht etwa mit der Gewöhnung verschwindet, sondern sich womöglich noch verstärkt. Hier entsteht sozusagen der Ritus einer verkappten Religion, ohne die Religion selbst.

Aber die Erscheinung bleibt nicht auf Worte allein beschränkt. Der Drang nach Sonderwissen greift auf den Inhalt über. Ich habe vor einigen Jahren schauernd erlebt, daß ein Dichter von gesundem und klarem Urteil bei einem Gespräch über den Faust mir plötzlich klarmachen wollte, daß Marlowes Faust eine viel stärkere Dichtung sei, als Goethes Faust; und daß er diese Meinung mit ganz überraschenden und durchweg richtigen Argumenten verfocht. Alles Einzelne stimmte unzweifelhaft und war gar nicht zu widerlegen; nur hatte er völlig das Gefühl für das Gesamte, für den Abstand zwischen Marlowes akademischem Zauberstück und Goethes Weltragödie verloren. Der Grund war weniger, daß er von Marlowes recht trockener Arbeit hochentzückt war, als daß er die Meinung über Goethes Faust nicht gelten lassen wollte, weil sie eben die

allgemeine Ansicht darstellt. Ähnliches haben wir gerade auf literarischem Gebiete noch öfter erlebt. Zwischen den beiden Brüderpaaren, die in der modernen deutschen Literatur Ruf erworben haben, hat aus ganz demselben Grunde, dem Drang nach Besserwissen, das Urteil geschwankt. Als Gerhart Hauptmann sich anschickte, sich aus einem berühmten Dichter in eine Art Nationalbesitz zu verwandeln, als er unter viel Aufhebens seinen 50. Geburtstag beging, trat die Reaktion ein: Man fand, daß nicht so viel an ihm sei. Das hätte nun zu einer kritischen Auseinandersetzung, zu einer neuen Beleuchtung seines Werkes und Wertes führen können. Aber die „Eingeweihten“ kürzten damals das Verfahren ab. Sie wiesen weniger auf Gerhart Hauptmanns unzweifelhafte Schwächen hin. Sie tuschelten vielmehr einfach, daß in Wahrheit sein Bruder, Carl Hauptmann, der bei weitem Wertvollere und eben deshalb bis jetzt Unbeachtete sei. Während es sonst immer schwer ist, der Sohn oder der Bruder eines berühmten Mannes zu sein, verschaffte hier das Besserwissen, der Drang nach exklusiver, geheimer Kenntnis dem als Gesamterscheinung herzlich wenig bedeutenden Carl Hauptmann vorübergehend in engeren Kreisen einen beträchtlichen Ruf, ja sogar einen Erfolg. Natürlich konnte er nicht von langer Dauer sein; denn das Geheimnis blieb nicht lange Geheimnis und verlor seinen Reiz. Ganz ähnlich hat es sich auch mit den beiden Brüdern Mann verhalten, nur daß hier der Anticharakter des Denkens der Eingeweihten womöglich noch klarer hervortrat; denn eine Zeitlang galt man als urteilslos und geistig zurückgeblieben, wenn man den zuerst berühmt gewordenen Thomas nicht für unausstehlich und nichtmitzählend hielt. Als Heinrich Mann dann eine Zeitlang einen stürmischen Erfolg hatte, renkte sich allerdings das Urteil bald wieder ein; und während die raschen Bücher Heinrichs das Schicksal aller Films teilen, schnell abgespielt zu sein, sind die Buddenbrooks, trotzdem man heute ihre Soigniertheit und Konstruiertheit deutlich und peinlich empfindet, doch geblieben, was sie waren: viel weniger ein klassisches Werk moderner Sprachkunst, als ein unvergessliches Stück Welt.

Manchmal kommt das Besserwissertum aus Not. Wir sagten oben, daß es ein Irrtum sei, die verkappten Religionen an die Seite von Kokain, Film und Trot zu rücken. Aber die stürmische Verteidigung der Homosexualität, die wir in den letzten Jahren erleben, ist eine verkappte Religion. Auch sie entspringt dem Besserwissen: man möchte gerade im allgemein Menschlichsten, im Verhältnis von Mann und Weib, sich scheiden, Sezession bilden. Beredt trägt Oskar Wilde, der es wissen mußte, in einem Gespräch mit Frank Harris alle Argumente dieser verkappten Religion vor: Vom Schönheitsstandpunkt sei ein Knabe nicht mit einem Mädchen zu vergleichen. Jeder Bildhauer müsse die dicken Hüften und die schwer hängenden Brüste mildern und leichter formen, klein, fest und rund machen. Das Urteil: weibliche Schönheit müsse in Wahrheit heißen: männlicher Geschlechtstrieb. Auch sei ein Jüngling nicht eifersüchtig, sei nur Freund, wolle nichts. Habe nicht, wie eine Frau, Neid und Haß gegen des Mannes Arbeit. Frauen seien Katzen; Jünglinge Männer. Die Leidenschaft einer Frau sei erniedrigend, verlocke unablässig, brauche des Mannes Begierde zur Befriedigung ihrer Eitelkeit noch mehr als zu irgend etwas anderem. Was die gewöhnliche Welt ein Laster nenne, sei kein Laster; nach seinen Begriffen sei es etwas ebenso Gutes, wie es in Sokrates', Cäsars, Alexanders, Michelangelos und Shakespeares Augen (die deutschen Verteidiger fügen hinzu: in den Augen Friedrichs des Großen) war. Erst durch das Mönchtum sei es zur Sünde gestempelt worden; in den romanischen Ländern, wo man der Natur näher stehe, sei es noch immer geduldet; erst die puritanischen Heuchler, die Deutschen und Engländer, hätten es zu einem Verbrechen gemacht. Sie verdamnten jedoch nur die Sünden, zu denen sie keine Neigung verspürten und hießen das Sittlichkeit. Ein Verbrechen sei Homosexualität sicher nicht, denn sie schädige niemand. Und wenn sie eine Krankheit sei, so schienen nur die Höchstorganisierten von ihr befallen zu sein. Der menschliche Verstand sei nicht in der Lage, ein Argument ausfindig zu machen, das eine Bestrafung rechtfertige. Nur die Ungebildeten hätten ein Vorurteil dagegen.

Wildes Freund Harris erwidert, daß der Bildhauer auch am Knabenkörper modeln, die Rippen abrunden, die spitzen Kniescheiben, die breiten Knöchel mildern müsse. Der Jüngling gebe nichts; wenn er nicht eifersüchtig sei, so sei er dafür auch nicht bereit, zu opfern. Wenn er weniger inneren Beschlag auf den Mann lege, so sei er dafür auch nur der sexuellen Freundschaft, nicht der Innigkeit fähig.

Das Vorurteil, das alle Völker, das tausend Menschengenerationen gegen die Homosexualität hegten, das ihnen in Fleisch und Blut übergegangen und zum Lebensinhalt geworden sei — ein solches Vorurteil, von den Mitgliedern verschiedenster Rassen aufrecht erhalten, zähle mehr, als eine Menge Vernunftgründe; es sei die fleischgewordene Vernunft, durch uralte Erfahrungen bestätigt. Auch den Kannibalismus könne man nicht mit Vernunftgründen abtun; Menschenfleisch sei zarter, nahrhafter und schmackhafter, als jede andere Fleischsorte. Der Grund gegen den Kannibalismus sei nicht irgendein Verstandesgrund, nicht der Gedanke, daß Menschen nicht gemästet und totgeschlagen werden dürften, sondern ganz einfach der gefühlsmäßige Ekel. Der Männerverkehr sei eine „Spielart“ aus der dunklen Vergangenheit, aus dem Abgrund der Zeiten, nicht der Zukunft und nicht dem Licht, sondern der Vergangenheit angehörig. Sokrates sei stolz darauf gewesen, sich der Knabenliebe nie ergeben zu haben. Das Christentum, das die Keuschheit gezüchtet habe, habe damit das sinnliche Verlangen gesteigert und dadurch erst die Frau zur ebenbürtigen Gefährtin des Mannes erhoben. Unsere heutige Leidenschaft sei gegenüber der Knabenliebe der Griechen ungeheuer vertieft.

Wilde fährt dazwischen: Einfältiges Vorurteil; duldsamer werde die Welt und schämen würden sich die Menschen, daß sie ihn, den Vorkämpfer von etwas, das eines Tages allgemein als die höhere Form anerkannt sein werde, durch Zuchthaus gefoltert hätten.

Und nun kommt die Wendung des Gesprächs, um deretwillen es hier ausführlicher wiedergegeben ist; der Punkt, der Wilde schlägt, auch äußerlich, bis zum Verstummen.

Wenn du wirklich geglaubt hättest, sagt ihm Harris, daß die Menschheit auf deiner Bahn vorwärts geht, dann wärest du entzückt gewesen, Galiläis Rolle zu spielen. Anstatt im Zuchthaus ein Buch gegen Lord Alfred Douglas zu schreiben, hättest du ein Buch geschrieben, das dein Tun rechtfertigte. Du hättest laut gerufen: Ich bin kein Märtyrer, kein Verbrecher, ich stehe über euch. Und wenn du deshalb strenger bestraft worden wärest: du hättest dich darüber gefreut: denn das hätte deine Rechtfertigung beschleunigt. Harris fügt hinzu, er halte die englische Prüderie für Heuchelei und er sehe es für möglich an, daß er selbst eines Tages wegen eines „unzüchtigen“ Buches vor Gericht komme. Dann aber werde er nicht wegerklären und wegdeuteln, was die anderen für Unzüchtigkeit halten, sondern es hier noch unterstreichen, und darauf hinweisen, daß alle urteilsfähigen Leute in England und anderen Ländern auf seiner Seite stünden. Und er würde selbst im heutigen England mit einer aufrechten und von seinem guten Recht überzeugten Haltung nicht allein bleiben.

Nicht ein Wort weiß der sonst so beredte Wilde gegen diese Argumentation zu sagen. Sie zeigt auf Wildes Seite schon fast alle Kennzeichen der verkappten Religion; auf Harris' Seite sehr viel von dem, was nicht etwa nur gegen die Männerliebe, sondern gegen jede verkappte Religion anzuführen ist. Auf Wildes Seite das Besserwissen; die an sich richtigen Verstandesargumente; die Umdeutung der Weltgeschichte im Sinne seiner besonderen Monomanie; die dann doch nicht einmal ein paar durchschnittlichen englischen Richtern standzuhalten vermag, denen er zweifellos geistig weit überlegen war; insgesamt: die Gabe, sich wegen eines einzigen Punktes, den man halten muß, rücksichtslos selbst zu belügen. Auf der Seite von Harris den Hinweis auf die „fleischgewordene Vernunft“, auf die Verwechslung von Vergangenheit und Zukunft und endlich vor allem auf eine Brüchigkeit, die sich selbst nicht standhält, auf die furchtbare Verschiedenheit zwischen dem, was die verkappte Religion zu leisten behauptet und was sie wirklich leistet.

Dennoch nimmt insofern die Verteidigung der Homosexualität

unter den verkappten Religionen eine Sonderstellung ein, als sie nicht aus irgendeinem unklaren geistigen Bedürfnis kommt, sondern, wenigstens wo sie eingeboren ist, aus einer ganz offenbaren Not. Not wird Tugend. Es handelt sich hier auf einer höheren und wichtigeren Ebene um denselben Vorgang, der (vor der Krinoline) die Polsterung des Frauenrockes modern machte: Eine Herzogin von Frankreich wollte ihre Schwangerschaft verdecken. Aber der Unterschied zeigt sich eben darin, daß der Homosexuelle zu ähnlichem Zwecke die Betrachtung des ganzen Weltalls, von der Moral und Schönheit bis zum Geschichtsablauf revolutionieren muß. Die Elephantiasis tritt ein.

Dem Bedürfnis, sich ins Geheimnis zurückzuziehen, exklusiv zu werden, Sezession zu bilden, das tief in die Menschennatur gepflanzt ist, steht ein konträres gegenüber: die Sucht, Geheimnisse zu entschleiern oder entschleiert zu sehen. Vom Film, von den politischen Enthüllungen und anderen aktuellen Dingen dieser Sparte wollen wir schweigen. Aber jede Zeitschrift hat ihre Rätselecke; jede Zeitung bringt ihre Kriminalromane.

Mit dem Kriminalroman ist alles Hinterweltlertum verwandt und wir werden auf diese Verwandtschaft öfter zurückkommen. An die Sherlock - Holmes - Novellen aber grenzen ein paar besondere verkappte Religionen an. Ihr Inhalt sind Indizien, ihre heutigen Namen Handschriftdeutung, Handlesekunst, Charakterologie, in früheren Zeiten tritt der Schädel an die Stelle der Hand.

Von außen sehen alle diese Indizien vollkommen einwandfrei aus. Niemand bestreitet, daß sich unsere Eigenarten in der Hand und am Schädel ausprägen. Bei der Handschrift ist das so sehr der Fall, daß sie bereits anfängt, für die Bemessung der Lebensaussicht bei Versicherungen eine Rolle zu spielen. Der Versicherungs - Sachverständige Bruno Kurth hat in der „Umschau“ über Forschungen in dieser Beziehung berichtet. Er ließ sich die Namenszüge der Versicherten von 10 000 Policen vorlegen, ohne zu wissen, wann die Betroffenen gestorben waren. Er versuchte aus ganz bestimmten und verhältnismäßig

auffallenden Merkmalen der Schrift ihre natürliche Lebensdauer zu berechnen. Das Endergebnis war, daß er 75 % richtig berechnet hatte und daß bei den übrigen 25 % die größte Differenz zwischen seiner Angabe und dem tatsächlichen Todesalter sechs Jahre betrug. Ganz klar ist der Bericht nicht. Was ist mit den Verunglückten? (Denn selbstverständlich behauptet der Sachverständige nicht, daß man etwa auf spiritistischem Weg auch einen Tod durch Unglücksfall aus der Schrift voraussehen könne.)

Das Merkwürdige und für dieses ganze Feld Bezeichnende ist nun, daß ohne jede Worterklärung auch der Laie aus den verschiedenen Handschriftproben, wenn er sie unbefangen ansieht, auf die Lebensdauer schließen kann. Es erscheint ohne jede graphologische Untersuchung und Begründung durchaus einleuchtend, daß ein Mann, der so regelmäßig, mit so wenig Brimborium und doch nicht gezwungen schmucklos seine Schriftzüge hinsetzt wie Kant, Aussicht auf eine lange Lebensdauer hat. Den ganz unbefangenen Laien sprechen diese Schriftzüge als ein Sinnbild von Ruhe, Sauberkeit, Vermeidung jedes überflüssigen Aufwandes ohne erzwungene Starrheit an. Aus den darübergesetzten Schriftzügen des jung verstorbenen Märchendichters Hauff spricht das Gegenteil zum Unbefangenen; der Mann nutzt sich rasch ab. Das einfache Anschauen der Schriftzüge ist einleuchtender, als die ganze Beweisführung Kurths, auch wer von Kant und Hauff gar nichts weiß, würde unbedingt, ohne daß er sich über die Gründe im mindesten klar zu werden braucht, Kant die längere Lebensdauer (das heißt die geringere Abnützung) zusprechen.

Tatsächlich üben wir und durchaus nicht nur in den Eindrücken, die wir von der Handschrift erhalten, an jedem Tag, der uns mit Menschen zusammenführt, die Kunst aus, aus seiner äußeren Erscheinung auf sein Inneres zu schließen. Das geschieht ganz unbewußt; ein guter Teil unseres Zusammenlebens mit Menschen beruht darauf.

Aber, wird man einwenden, dieses gefühlsmäßige Schließen, daß es unserem Freunde Müller nicht besonders gut gehen kann,

weil er sich schlecht hält, führt zu gar nichts Bestimmtem. Die Handlesekunst, und das eben angeführte graphologische Experiment hingegen haben ganz bestimmte Resultate.

Es fragt sich, ob das richtig ist. Wenn wir, uns auf den Gesamteindruck des Menschen verlassend, zu keinen bestimmten Ergebnissen kommen, dann wahrscheinlich, weil der betreffende Mensch in seinem Inneren und in seinem Äußeren nicht bestimmt ist; die meisten Menschen haben die meiste Zeit lang keine Besonderheiten. Aber Kurth rechnet doch das Todesjahr in drei Vierteln der Fälle richtig, für den Rest mit kleiner Abweichung. Stimmt; doch wer sagt uns, ob nicht ungefähr dieselbe Prozentzahl herauskommt, wenn man die Policen auf Grund von Schlüssen aus der Mortalitätsstatistik überarbeitet hätte. Wenn mein Physiklehrer nicht gelogen hat, oder mich die Erinnerung nicht täuscht, dann war es ja noch vor 15 Jahren in der wissenschaftlichen Wetterkunde so, daß sie ungefähr 50—60 % Treffer hatte; während man 75 % Treffer erhält, wenn man einfach und ungescheut für morgen die Witterung von heute ansagt.

Trotzdem könnten, gerade wenn man eben gezogene Schranken sich vor Augen hält, Schlüsse aus der Hand, aus der Schrift, aus dem Schädel vielleicht ganz ähnlich wertvoll werden, wie es die Wetterkunde geworden ist; wenn nicht Graphologie, Chiromantie, Phrenologie inzwischen zur verkappten Religion entartet wären.

Das geschieht durch zweierlei. Einmal durch Monomanie, durch Überwertung eines einzigen Zuges. Die Hand allein, der Schädel allein, soll dem zünftigen Deuter alles über den Menschen sagen. Ja, die Monomanie neigt noch weiterhin zur Verengung, und in einigen Jahren könnten wir vielleicht neben den Chiromanten eine Schule von Gläubigen erleben, die nur die Art, wie ein Mann beim Rauchen seine Zigarre hält, als aufschlußreich für sein Wesen gelten läßt. Die Anfänge sind schon da; die Zeitungen bringen schon kleine Feuilletonnotizen darüber, wobei es gut ist sich zu erinnern, daß auch die verkappten Religionen, die heute in den Leitartikel aufgerückt sind, sich

anfangs mit kleinen, halb spöttischen unterhaltlichen Notizen begnügen mußten.

Viel stärker aber spricht sich der Wandel zur verkappten Religion in einem zweiten Zug aus. Hand, Schrift, Schädel sollen nicht nur über die gewöhnliche, auch aus dem Gesamteindruck abzulesende Art des Menschen etwas berichten. Nein, gerade das sollen sie offenbaren, was er verbergen will oder selbst nicht weiß. Es wird hier nicht, wie wir es alle täglich tun, ein Eindruck festgestellt und ins Bewußtsein erhoben; es werden Einzelheiten gedeutet. Das Geheime, das Geheimste soll heraus, der Mensch soll enträtselt werden. Das ist die Erwartung, von der man ausgeht, wenn man sich diesen Gebieten zuwendet: nicht das Gewöhnliche, sondern etwas Besonderes, Verborgenes zu erfahren. Hier kommt das Hinterweltlertum ins Spiel.

Die Indizien des Sherlock Holmes sind demgegenüber nur von dieser Welt. Er bringt es bis zum Gedankenlesen; aber nur bis zum Lesen solcher Gedanken, die der andere so klar und kräftig gedacht hat, daß sie sogar in seinem Gesicht, in seinen Bewegungen Ausdruck finden. Er deutet nicht, er beobachtet; er bringt nichts heraus, was dem anderen selbst ein Geheimnis wäre. Nur die Art, wie er es herausbringt, mutet geheimnisvoll an; aber auch das nur so lange, als er den einfachen Zusammenhang nicht erklärt. Er ist auch viel „breiter“; der ganze Mensch und seine Umgebung sind Feld für seine Beobachtungen und deshalb muten seine sehr simpel zustande gekommenen Resultate wunderbarer an als die der Deuter.

Diese Letzteren sind klug genug, das zu sehen und in einzelnen Fällen auch tapfer genug, es offen einzugestehen. Eine moderne Chiromantin, Frau Naval, meint am Schluß ihres Buches ganz aufrichtig, daß nun auf der letzten Seite der Leser wohl gar nichts mehr wisse, jedenfalls weniger als in der Mitte des Buches, geschweige denn am Anfang. Sie redet ihm jedoch zu, den Mut nicht zu verlieren, mit der Zeit werde er die Hand schon lesen lernen. Das heißt, sie reduziert ihre Regeln auf Intuition, auf den Instinkt, den jeder von uns nur halb bewußt, aber deshalb nicht weniger klar hat, wenn er eine fremde Hand

ansieht oder auch nur zum erstenmal einen Händedruck von einem Menschen empfängt.

Schon vorher hat sie aufschlußreich die Übereinstimmung zwischen ärztlicher Diagnose und Handlesekunst nachgewiesen. Der Arzt deutet rosige Hände auf gute Blutzirkulation und damit freudigen lebendigen Charakter. Die Deutung der Handleserin lautet im gleichen Falle: guter Charakter, gesund, lebhaft, offen. Aus roten Händen diagnostiziert der Arzt auf Hyperämie; daraus resultierend: zorniges Temperament, Genießer. Die Deutung der Handleserin ist: genußsüchtig, laut, zornig, fröhlich. Über blaue Hände sagt der Arzt: Herzkrankheiten, Schwermut, Schwerlebigkeit, Melancholie, Mißgunst; die Handleserin: melancholisches Temperament, grüblerisch, still. Man braucht die Parallele nicht fortzusetzen. Denn jeder von uns wird ohne weiteres dieselben Schlüsse ziehen wie Chiromantin und Arzt. Ja, der unbefangene Mensch wird zu viel sichereren Schlüssen kommen. Denn er sieht, wann rote oder blaue Hände auch vom Erfrieren, von der Arbeit im kalten Wasser oder ähnlichem herrühren. Er ist der Chiromantin über, dadurch, daß er den ganzen äußeren Menschen beobachten kann; und wenn der Arzt seinerseits dem Laien überlegen ist, dann darum, weil er seine Diagnose Herzkrankheit oder Hyperämie durchaus nicht nur auf rote oder blaue Hände stützt, sondern auf viel sicherere, eindeutige Anzeichen.

Noch deutlicher tritt die Überlegenheit des gewöhnlichen Menschen über den Deuter zutage, wenn der letztere versucht, die Monomanie zu umgehen und alle Beobachtungsflächen am Menschen zu einem System der Charakterologie zusammenzufassen. Es kommen dann unbestreitbar richtige Resultate zustande, die von einer grauenhaften Banalität sind. Volles rundes Kinn mit Grübchen bedeutet Güte; hohe breite Brust bedeutet Mut und Stärke; graue Augen bedeuten Lebhaftigkeit, Festigkeit, Härte; die ewig Lächelnden sind gefährlich; lange Nägel reden von Intelligenz ohne Tatkraft. Alles das wissen wir, ohne es uns zum Bewußtsein zu bringen mit treffender Sicherheit, sobald wir einen Menschen ansehen. Wir wissen sogar mehr,

weil wir ihn insgesamt, als Lebewesen, nicht als Summe betrachten.

Das Verfahren ist also folgendes: man stellt zu den Regeln Schlüssel auf, die uns das Geheimnis jedes Menschen durch seinen äußeren Anblick erschließen sollen; die Regeln sind meist vollkommen einwandfrei, aber völlig banal; und am Schluß läuft, ebenfalls ganz richtig alles darauf hinaus, daß die Intuition die einzelnen Beobachtungen zusammenfassen muß, um zu einem Eindruck und Urteil zu gelangen.

Der Chiromanten- oder Graphologenschüler ist also so klug als wie zuvor.

O nein! Denn inzwischen hat er in der Monomanie und in der Deutung, die ihn hoffen ließen, hinter das Geheimnis des Menschen zu kommen, den Übertritt zur verkappten Religion vollzogen. Er ist nun nicht mehr so klug wie jeder von uns, der auf den Anblick eines Menschen mit einem Eindruck reagiert, und, bei genügendem Interesse, sich diesen Eindruck zu festigen, ihn in ein Urteil zu wandeln versucht; er ist viel enger geworden. Denn er achtet nur noch auf einen Punkt und da er weiß, was dieser Punkt nach den Regeln bedeutet, so verliert er nicht nur die Unbefangenheit, sondern auch die Fähigkeit zur wirklich scharfen Analyse, die ja durch die Formel vorweggenommen ist.

Das Ergebnis wird sich noch oft wiederholen: die verkappte Religion macht, was, unbefangen gesehen, sinn- und wertvoll hätte sein können, sinnlos. Der Handschriftdeuter (natürlich nicht zu verwechseln mit dem wissenschaftlichen Schriftsachverständigen, der z. B. die Identität zweier Handschriften feststellt), der Handleser, der Phrenologe leisten tatsächlich weniger, als der unbefangene Mensch. Das Aufsichwirkenlassen des ganzen Menschen, das Nichtdeuten, das Nichtserwarten löst das Rätsel (wenn der beobachtete Mensch eines hat) viel gründlicher, als die monomane Deutung des Hinterweltlers. Ganz unliebenswürdig könnte man sagen, der letztere sei nicht nur unter dem Menschen, er sei auch unter dem Hund. Der Instinkt eines Karo oder Nero für oder gegen Menschen kann verlässlicher sein als die Regeln des Entschleierers. Hat der letztere Er-

folge, dann erst in dem Augenblick, wo er alle seine Regeln wieder vergißt, sie im Instinkt zusammenfaßt. Aber dann waren ja doch die Regeln vielleicht nützlich? Ja. Für Leute, deren Reaktionsfähigkeit auf Menschen von Haus aus anormal schwach ist.

Daß die Deutung weniger wichtige und weniger sichere Ergebnisse erzielt, als die Unbefangenheit, ist klar, wahrscheinlich sogar den Deutern selbst. Denn dem Hinterweltler ist die mystagogische Operation viel fesselnder, als das Ergebnis. Das ist der Grund, weshalb er von ihr nicht läßt.

Das tritt besonders stark in den Zahlenspekulationen hervor. Ein Philosoph oder Mathematiker kann das ganze Weltall in Zahlen aufgehen lassen, kann alle Harmonien und Disharmonien des Kosmos im Zahlenreich wiederfinden, ohne daß er deshalb aus seiner Spekulation eine verkappte Religion zu machen braucht. Zahlen sind ihm Symbol der Welt, nicht Deutung der Welt. Und das äußere Anzeichen dafür ist, daß er mit unbekannten Zahlen arbeitet. Der echte Zahlenmystagoge dagegen, arbeite er nun an der Kaballa oder wie Max Eyths köstlicher Märchenheld an der Cheopspyramide, benennt letzten Endes immer seine Zahlen. Er will wirkliche Verhältnisse damit erschließen, will hinter etwas kommen. Seine Zahlenspekulationen entspringen nicht mehr nur, wie die alten Zahlenspekulationen, der Lust am Geheimnis oder dem theokratischen Bedürfnis, eine überlegene, dem Gewöhnlichen unzugängliche Stellung zu wahren; sie sollen praktische Ergebnisse haben, die allerdings ein reiner Irrgarten sind und etwa vom fünften Weltalter, dem arisch-germanischen Weltalter bis zum endlichen Sieg Deutschlands im Jahre 1934 gehen. Zahlen sind das geduldigste Material für jede Deutung, deshalb ist vielleicht die Zahlenspekulation reicher und älter, als jede andere verkappte Religion. Sie wechselt ewig die Formen und Bedeutungen, ohne aber das Wesen zu wechseln. Wenn ich in einer Geheimschrift den Buchstaben u habe, dann kann dieser Buchstabe höchstens die 24 anderen Buchstaben des Alphabets bedeuten. Was kann dagegen nicht alles die Zahl 3 bedeuten? Zwischen der Trinität Gottes

und der Liebe in 3 Tempi gibt es kein Ding zwischen Himmel und Erde, das sie nicht bedeuten könnte. In den Zahlen läßt sich alles deuten und alles verknüpfen. Deshalb ist es hier unlohnend, auf das Einzelne einzugehen.

Nur eine Sache mag hervorgehoben sein. Soweit ich sehe, schreiben fast sämtliche Zahlenmystiker den ungeraden Zahlen, den nicht teilbaren, eine geheimnisvolle Kraft zu und betrachten sie sozusagen als Urzahlen. Eine Deutung, der ohne weiteres jeder lebensvolle Mensch nahekommen wird, denn auch er empfindet sein Leben als etwas nicht weiter Zurückführbares und als etwas, das nicht ohne Rest aufgeht, das nicht glatt ist. Das Merkwürdige dabei bleibt nur, daß die Zahlenmystagogen, die diese ganz kluge Einsicht haben, auf der anderen Seite doch versuchen, das Geheimnis des Lebens zu errechnen, aus der Zahlenspekulation praktische, ja sogar handfeste Resultate zu errechnen.

Wenigstens auf ein besonderes und in gewissem Maße anerkanntes Werk moderner Zahlenspekulation sei hier kurz eingegangen, auf das, was Wilhelm Fließ als den „Ablauf des Lebens“ bezeichnet und womit er den Grund legen will zu einer exakten Biologie. Seine Grundbehauptung besagt, daß der Mann ebenso bestimmte Lebensperioden hat, wie die Frau; bei der Frau seien es im Regelfalle 28, beim Manne 23 Tage und beide Perioden könnten miteinander abwechseln. Er zieht praktische Folgerungen: auch der Mann sei in seinen „kritischen Tagen“ ebenso unsicher und schwach und solle ebensowenig Wichtiges und Schweres unternehmen, wie die Frau während ihrer Menses.

Man horcht gespannt auf. Dagegen spricht höchstens, daß eine so elementare Sache durch die Jahrtausende unentdeckt geblieben sein sollte; daß selbst Fließ keinen Mythos, keine Sage, kein Märchen, kurz keine überlieferte Ahnung anführen kann, die für das Gesetz spräche. Dafür spricht, daß beide, Mann und Frau, Menschen sind; daß irgendwo, auch im Ablauf ihres äußeren Lebens, eine Verknüpfung, ein Äquivalent zu den weiblichen menses durchaus zu erwarten ist. Man nimmt also das

Buch gespannt in die Hand und folgt, durchaus geneigt, etwas Neues und Grundlegendes zu erfahren, den Ausführungen. Wenn etwa Goethes und Bismarcks Lebenslänge und sogar noch ihr Unterschied auf Produkte aus 23 und 28 zurückgeführt wird, dann wartet man aufmerksam, was nun weiter kommt. Wenn aber noch auf den gleichen Seiten so komplizierte Zahlenbildungen auftauchen, wie $\frac{28^2 + 23 \times 28}{4}$ wenn ferner noch das halbe oder ganze Jahr hinzugenommen wird, wenn dann noch die Differenz aus 28 und 23, die Zahl 5, und die Summe aus beiden, die Zahl 51, besondere Bedeutung erhalten, so wird nur noch der Mathematiker entscheiden können, ob und inwieweit es möglich ist, in jeder beliebigen Zahl diese magischen Zahlen wieder auftauchen zu lassen. Wenn sich aber dann der Verfasser noch die Freiheit nimmt, nach Bedarf je die Zahl 1 zuzusetzen oder abzuziehen und mit den so gewonnenen Summen, Differenzen, Produkten, Quotienten und Potenzen (Wurzeln sind das einzige, was, soweit ich sehe, nicht vorkommt) weiter zu rechnen, dann dürfte nicht nur die Biologie, sondern auch die Exaktheit einigermaßen in die Brüche gegangen sein. Das Werk von Fließ enthält keine verkappte Religion und hat, soviel ich weiß, keine Gemeinde mit besonderem Ritus gebildet; aber es zeigt schlagend, wie hoch hinauf heute die Methoden der Mystagogie gehen, auf welche Probleme sie angewendet werden.

Die Zahlenmystagogie ist, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, verkappte Religion an sich; es fällt daher dem, der nicht von Hause aus die seelische Disposition dazu besitzt, besonders schwer, sich in sie hineinzudenken und hineinzufühlen. Ich möchte deshalb auch nicht behaupten, daß durch die Ausführungen auf den vorigen Seiten der Stoff auch nur in den hauptsächlichen Punkten kritisiert ist.

Auf festerem Boden dagegen befinden wir uns wieder bei Betrachtung der Versuche, den großen Dichtwerken der Weltliteratur, etwa dem Hamlet und dem Faust, einen besonderen,

verborgenen Sinn, einen Sinn hinter der Welt unterzulegen. Es ist dabei ganz gleichgültig, welches der Schlüssel sein und wie die Wahrheit hinter der geöffneten Türe aussehen soll. Alle diese Versuche verkennen nämlich von Grund aus das Wesen der Kunst. Während sie vermeinen, ihr erst den höchsten Sinn und die höchste Weihe zu geben, drücken sie sie auf die Stufe eines philosophischen Kryptogramms herab.

Gerade die Kunst ist vortrefflich geeignet, um ganz klar den Unterschied zwischen Religion und verkappter Religion, zwischen Überweltlertum und Hinterweltlertum zu erweisen. Stärker als jeder von uns fühlt der Künstler, daß er und sein Werk zwischen zwei Geheimnissen stehen, daß es aus dem Geheimnis kommt und in das Geheimnis mündet. Aber worin besteht der Wert seines Werkes, wenn nicht gerade darin, den Mitfühlenden auf einen Augenblick das Geheimnis zwar nicht zu lösen — das ist auf dieser Erde unmöglich —, aber doch das Mysterium sichtbar, sinnfällig zu machen? Kunst, möchte man sagen, ist die einzige Form der Aufklärung, die die Ehrfurcht nicht vermissen läßt, die nicht vergewaltigt. Selbst wertvolle, neuere Dichter fallen, und durchaus nicht nur aus Mode, auf alle Arten von Mystagogie hinein. Das ist erklärlich, denn sie fühlen sich als Menschen, deren Künstlertum endlich nach so vielen Jahren einer herzlich unbefriedigenden Literatur nicht mehr aus dem Kopf, sondern aus dem Blut aufsteigt — und sie sind es auch. Sie glauben, in der Anerkennung der Intuition, die ja aus dem gemeinen Leben verbannt zu sein scheint — trotzdem sie es glücklicherweise nicht ist — eine Stütze zu finden. Sie bedenken und fühlen dabei nicht, daß verkappte Religion, welcher Art auch immer, viel kunstfeindlicher ist, als Aufklärung und Wissenschaft. Leugnen letztere das Geheimnis aller großen Kunst, indem sie sie von der Erde lösen, ihr Ursprung und Boden entziehen, sie von Haus aus zum Selbstzweck machen (was doch erst auf das vollendete Werk zutrifft), so sehen die verkappten Religionen, wenigstens in diesem Punkt konsequent, in jeder Kunst nur noch das Gefäß für mehr oder minder düsteres Rauschgetränk.

Während es doch gerade der höchste Wert der Kunst ist, für einen Augenblick aus dem Geheimnis hinauszuführen. Das große Werk kommt aus dem Geheimnis und mündet darein; aber das Entscheidende bleibt, daß es den dunklen Strom, den wir Leben heißen, auf eine kurze Strecke weit erhellt. Kunst und Mystagogie sind Feinde. Weil der Künstler Mystiker ist, darf er nicht Mystagog sein wollen.

Nicht hinter den Worten, nein, in den Worten jeder großen Dichtung liegt ihr Geheimnis.

Der du von dem Himmel bist,
 Alles Leid und Schmerzen stillest,
 Den, der doppelt elend ist,
 Doppelt mit Erquickung füllest,
 Ach, ich bin des Treibens müde!
 Was soll all der Schmerz und Lust?
 Süßer Friede,
 Komm, ach komm in meine Brust.

Über allen Gipfeln
 Ist Ruh,
 In allen Wipfeln
 Spürest du
 Kaum einen Hauch;
 Die Vögelein schweigen im Walde.
 Warte nur, balde
 Ruhest du auch.

Daß diese 16 Zeilen der beiden Gedichte mehr geben, als den dürren Gedanken, der Mensch ist friedlos, aber am Ende kommt doch der Friede, ist jedem klar. Aber der Unterschied besteht durchaus nicht mehr im Ästhetischen. Nicht nur darin, daß Goethe den Gedanken so sagen kann, daß er uns überzeugt. Im Gegenteil, er braucht uns gar nicht zu überzeugen. Es könnte einer ganz entgegengesetzter Ansicht sein. Es kann einer sich fanatisch ans Leben hängen und sich ganz naiv vor dem Sterben fürchten. Es kann einer von der Seligkeit des Daseins erfüllt sein und den Tod als den Übergang ins Nichts hassen. Dennoch leuchtet ihm in diesen kurzen Zeilen etwas auf, das sich jedem Widerstand abweichender Meinung entzieht. Und das nicht an-

ders ausgesprochen werden kann, als es Goethe ausgesprochen hat. Der Deutung ist es aus dem einfachen Grunde unzugänglich, weil es selber schon Deutung ist, aber im Unterschied zu der Mystagogie eine Deutung, die ihre Gewißheit und Bestätigung in sich selbst hat.

Simpler gesprochen: Wenn das Geheimnis, das Goethe hier offenbart, auch in anderen Worten ausgedrückt, dem Begreifen noch näher geführt werden könnte, als es die 16 Zeilen tun, dann wäre, ganz menschlich mit Reuters Frau Pastorn zu reden, Goethe selbst wohl der Nächste dazu gewesen. Der einzige, der es könnte, wäre ein Dichter, noch erfüllter, als Goethe war. Also gerade das Gegenteil vom Hinterweltler.

Trotzdem ist der Letztere entschuldigt, wenn er sich an den zweiten Teil des Faust heranmacht. Daß er das mit einem Schein rechtens kann, ist die denkbar schärfste effektive Kritik am zweiten Teil, viel schärfer als diejenige, die etwa Friedrich Theodor Vischer geübt hat. Obgleich man in diesem Zusammenhang darauf hinweisen muß, daß auch im zweiten Teil das Wort Hineingeheimnissen, das Goethe braucht, nur auf die privaten Einzelheiten seines Lebens und Denkens Bezug hat; so daß der biographisch-philologische Kommentator der einzige ist, der den zweiten Faust tatsächlich „enträtseln“ kann. Der „Deuter“, der Hinterweltler, der aus ihm eine verkappte Religion macht, kann das nicht. Denn es passiert ihm das Unglück, als Deuter viel zu komplizierte Deutung zu suchen. Und darob und über seiner verkappten Religion die wirkliche Religion des Faust zu übersehen, die etwa ganz simpel lautet: Fürchte dich nicht vor dem Leben; arbeite, so wird dir solches alles zufallen; nur der verdient sich Freiheit und das Leben. Dieser Weisheit letzter Schluß, den Goethe sogar in verhältnismäßig trockenen Worten gibt, enthält natürlich nicht das Geheimnis des Werkes. Das ist nicht zu deuten. Goethe war der Nächste dazu und der Vorwurf gegen ihn lautet, daß er es in seinem Alter nicht mehr sinnfällig machen, dem Zugriff hinterweltlerischer Deutung nicht entrücken könnte.

Shakespeare hingegen trifft nicht die gleiche Schuld. Und

doch hat sich an ihm Zeichendeuterei in großem Ausmaß betätigt in der Behauptung, Shakespeare ist Bacon, ist Rutland, ist auf jeden Fall jemand anders, als der William Shakespeare aus Stratford, eines halbbankerotten Handwerkers Sohn, der in seiner Jugend wild liebte, sich kopflos verheiratete, nach London floh, unter die Komödianten lief und es dort durch Schiebungen und Auskauf von Teilhabern zum reichen Mann brachte. Daran ist soviel wahr, daß das, was wir vom Leben des Schauspielers und Direktors Shakespeare wissen, nicht recht zu seinen Dramen stimmt. Die Baconianer haben ganz recht mit der Behauptung, daß dieser Dichter nicht nur die traumwandlerische Sicherheit des Genies, sondern auch die durch keine Begabung zu ersetzende Sicherheit guter Erziehung und beherrschender Stellung hat; daß in ihm nirgends ein Parvenuzug durchbricht (nimmt man etwa Hebbel oder Wagner zum Vergleich: wie auffällig sind da die Züge des Heraufkömmlings). Nicht umsonst ist Shakespeare von Bismarck geliebt worden; vielleicht weniger ob seiner Dämonie, als wegen der politischen und festen Form, in die sie gebändigt ist. Shakespeare war kein übermenschlicher Romantiker; er war Politiker und Gesellschaftsmensch: der einzige Dichter, der Könige königlich dargestellt hat. Er bändigt, ganz wie Bismarck, Dämonie zu einer nicht nur politischen, nein, diplomatischen, ja höfischen Form. Die Einzigartigkeit dieses Dichters beruht darin, daß hier ein Genie sich gegenüber der äußeren und inneren Form vollkommen loyal verhält, vollkommen verbunden bleibt mit seiner Zeit und Wirklichkeit, ohne sich den geringsten Zwang anzutun und sich doch, soweit wir vermuten können, denn der „Sturm“ läßt auch andere Schlüsse zu, vollkommen auslebt. Niemand nach ihm hat das in dieser Weise zustande gebracht. Shakespeare zwingt nie, wie die echten Romantiker immer, die Form, wird nie zum Revolutionär. Gerade das aber wäre nach den wenigen von ihm bekannten Lebensdaten zu erwarten gewesen. Hier steht kein Parvenu, auch kein Heraufkömmling ganz großer Art, von dessen Zügen selbst Goethe in Dichtung und Leben nie frei geworden ist. Hier steht ein Dichter, der, Gott ähnlich, an die

Welt keine Wünsche mehr hat und an dem deshalb das Wunder jenes schönen indischen Spruches geschieht: Wer ohne alle Begierde ist, dem enthüllt die Erde ihre Schätze, so verbirgt auch eine Mutter ihren Leib nicht ihren Kindern. Der Londoner Theaterspekulant war nach dem wenigen, was wir von ihm wissen, beinahe etwas wie ein übertriebener Gegenpol zu dieser Art; schwer, ohne weiteres zu glauben, daß er die Stücke gemacht hat.

Soweit sagen die Shakespeare - Mystagogen nicht nur etwas Richtiges, sondern sogar die Wahrheit. Und auch ihre weitere Behauptung stimmt, daß es uns nicht gleichgültig sein kann, wer die Werke geschrieben hat. Gelegentlich versteigen sich selbst Shakespeare-Biographen zu der versteckteren oder offeneren Behauptung, daß es geradezu ein Glück ist, daß wir keine Shakespeare-Philologie nach Art der Goethe-Philologie hätten. Sie mischen dadurch seltsam Wahrheit und Irrtum. Denn wenn der Stratforder Emporkömmling, spenglerisch zu reden, der Reinhardt des angehenden 17. Säkulums, der in seiner ganzen ausgeprägten Art auch eine große Begabung war, nur eben auf ganz entgegengesetzte Weise, wie der Dichter Shakespeare — wenn dieser Ausreißer aus Stratford wirklich diese Werke geschrieben hat, dann besteht allerdings paradoxerweise gerade bei dem größten realistischen Dichter, den wir haben, die Annahme zurecht, daß Kunst und Künstler mit irdischen Verhältnissen gar nichts zu schaffen haben, daß das Genie nicht nur vom Himmel fällt, sondern auch weiterhin über der Erde schwebt, daß sein Leben ihm gar nichts gibt, daß er mit dem ersten Atemzuge fertig ist; jene Familienblattauffassung, welche im Künstler einen traumwandlerischen, leichtsinnigen Hund mit Weinlaub im Haar sieht. Das ist selbst praktisch nicht ganz unwichtig; denn vermöge dieser Auffassung kann sich auch fürderhin jeder Jüngling, der schreiben gelernt hat, kraft der neuesten Bohême-Mode, sie heiße nun lange Locken, Eleganz oder okkultes Priestertum, als Genius fühlen. Die Shakespeare-Mystagogen sagen sicherlich zu viel, wenn sie behaupten, daß Shakespeares Werke heute in falscher Beleuchtung stehen. Denn

einem Leser oder Schauspieler, der vor dem lebendigen Eindruck eines Shakespeareschen Stückes noch zu Spekulationen Zeit findet, verschließt sich das Geheimnis des Werkes. Nicht für die Wirkung der Shakespearedramen, die für sich selber eintreten können, aber für unsere Auffassung von Kunst überhaupt ist die Frage nicht unwichtig. Wie bei fast allen verkappten Religionen liegt hier ein Kern Wahrheit.

Der jedoch rasch verschwindet, wenn die Baconianer mit ihren Beweisen anfangen, daß der Jüngling aus Stratford der Sohn eines Gerbers gewesen sei. Ein vortreffliches Argument gegen seine Urheberschaft dieser Dramen. Nur daß sie nichts richtiges damit anzufangen verstehen. Denn sie hängen ihm dazu noch Vorwürfe, wie Dieb, Mörder und Ehebrecher an, die zur dämonischen Seite seines Werkes ganz gut passen und eher seine Autorschaft beweisen würden, als seine Nichtautorschaft.

Da sie zu besessen sind, um aus der Art der Werke selbst Vermutungen auf die Nichtautorschaft wahrscheinlich zu machen, so verfallen sie auf ein System von tausend kleinen Aushilfen. Sie sagen: dieser Dichter muß Rechtskenntnis besitzen oder italienisch verstanden haben; folglich kann es nicht der ungebildete Schauspieler gewesen sein. Aber die Gegenseite hat vollkommen recht, wenn sie folgert: dieser Dichter muß italienisch verstanden haben, folglich ist Shakespeare in Italien gewesen. Strecken seines Lebens liegen ja im Dunkel und die Chronologie der Werke beruht größtenteils auf Vermutungen.

So werden denn selbst die Shakespeare-Mystagogen schließlich zu der rechten Erkenntnis gedrängt, daß in dieser Gleichung alle Größen unbekannt und zweifelhaft sind, bis auf die Werke.

Und bei dieser richtigen Erkenntnis, die, richtig angewandt, mindestens eine Diskussion der Frage ermöglichen würde: bei ihr setzt nun der Schluß- und Groteskakt der Shakespeare-Mystagogie ein, nicht Shakespeare, nicht Bacon, nicht Rutland, sondern das, worauf es ihnen ankommt: die Entzifferung der Geheimschriften. Alle Jahre werden ein Dutzend neue Systeme entdeckt, in allen Sprachen und in allen Ländern.

Den einfachen Gedanken, daß man aus einem Material von einigen hunderttausend Versen (die sich durch Hinzuziehung und Vergleichung der verschiedenen Ausgaben noch bequem vervielfachen lassen, ohne noch die Willkürlichkeiten der Schreibweise und die Druckfehler zu rechnen, die buchstäblich erlauben, zwecks Lösung ein X für ein U zu lesen) alles herausdeuten kann, was einem paßt — diesen einfachen Gedanken halten Entdecker und Entdeckerinnen ängstlich von sich fern. Das hat seine Ursache. Die Frage löst sich vollständig von Shakespeare, von Bacon, wird verkappte Religion. Der Entzifferer spinnt sich so in seine Entdeckungen ein, daß er das Ziel ganz aus dem Auge verliert. Er landet zuletzt nicht bei einem mit seltsamen Mitteln durchgeführten Beitrag zur Literaturgeschichte, sondern glatt bei einer Poeschen Novelle, die jedoch den Nachteil hat, viel dickleibiger zu sein und der Glasklarheit des Detektiverfinders völlig zu ermangeln. Was Shakespeare, was Bacon; der Detektiv und seine Künste sind die Hauptsache.

Auf diese Art ist eine leidlich wichtige und fesselnde literarhistorische Frage so diskreditiert worden, daß heute einiger Mut dazu gehört, überhaupt in ihr noch ein Problem zu sehen; während doch auf der anderen Seite der Widerspruch zwischen den spärlichen Lebensstatsachen und der Art der Werke nicht wegzubringen ist.

Aber dieses Kapitel ist vielleicht schon zu lang. Denn alle hier erwähnten Felder haben ja nur als Vorhof zur verkappten Religion Bedeutung. Wer als Chiromant vielleicht ganz vernünftig und liebhaberisch anfängt, wird wahrscheinlich als Spiritist oder Theosoph enden. Mindestens die Tore des okkulten Tempels haben sich vor ihm aufgetan. Und wer an der Frage Shakespeare-Bacon den Rauschreiz der Entzifferung von Geheimschriften kennengelernt hat, der ist eigentlich schon mitten in der magischen Welt und nicht mehr fähig, Dinge zu scheiden, sie dafür aber ganz nach Lust und Willkür und doch immer mit Verstand, ja sogar mit einem ungeheuren Aufwand von Verstand zu verbinden.

VI

Wo ein Wille ist . . .

Die verkappten Religionen — denn es sind mehrere, obgleich unter sich zusammenhängende — die den Willen in irgendeiner Form zum Mittelpunkt machen, reichen von den Wie-werde-ich-energisch-Büchern bis zum Übermenschen, von dem Angestellten, der sein Gehalt verbessern möchte, bis zum Philosophen, der die Frage nach dem Zweck des Menschengeschlechts beantworten will. Die verkappten Religionen des Willens scheinen den stärksten Anspruch zu erheben auf Übereinstimmung und Geltung in der Wirklichkeit. Ja, einer oberflächlichen Betrachtung könnte es scheinen, als machten sie überhaupt die Wirklichkeit zum Objekt der Anbetung.

Sehr viele von ihnen gehen darauf aus, dem Einzelmenschen zu helfen. Nachdem Wie werde ich energisch zur Scherzfrage geworden ist, verkleidet man sie in neue Röcke; spricht von der Willensschule, der Kunst der Konzentration, Überwindung von Hemmungen, Tatmenschentum, der Kunst, die 24 Tagesstunden richtig auszunutzen, der Religion der Arbeit, dem Hohen Liede des Schaffens. Und, darf man nach den Schaufenstern großer und angesehener Buchhandlungen urteilen, so ist heute mit den Leuten, die Tatmenschen werden, ihre 24 Stunden richtig ausnutzen und die Verlegenheit vor ihrem Chef überwinden wollen, ein ganz beträchtlich besseres Geschäft zu machen, vor allem ein häufigeres, als mit denen, die einen neuen Roman lesen möchten.

Man wird einwenden, daß es solche Bücher und solche Menschen immer gegeben habe, daß sie Erzeugnisse unseres Wirtschaftskampfes seien. In der Tat haben immer Menschen mit aller Kraft daran gearbeitet, neue, verwertbare Kenntnisse zu erwerben, ihr Einkommen zu erhöhen, vorwärts zu kommen. Nur die Mittel sind grundsätzlich andere geworden. Früher lernte man Schönschreiben, Stenographie im Selbstunterricht, Englisch in Briefen. Das alles hatte mit der verkappten Religion nichts gemein.

Heute lernt man statt dessen Willensschulung; und damit ist allerdings das Gebiet der verkappten Religion betreten.

Gleich am Anfang der Betrachtung stößt man auf den seltsamen Umstand, daß der neuere Weg — ganz im Gegensatz zu der Härte und dem Tatmenschentum, das er zu lehren verspricht — der bequemere ist. Es ist zweifellos eine viel härtere, von vornherein mehr Entschluß und Energie beanspruchende Arbeit, Englisch zu lernen, als ganz allgemein seinen Willen auszubilden. Das erste lohnt alle Mühe mit einer recht zweifelhaften Kenntnis einer einzelnen Sprache; das zweite verspricht ganz verkappte Religion, alle Schätze der Welt, unter denen sich jeder aussuchen kann, was er mag. Er erspart so dem werdenden Tatmenschen die Mühe, wirklich etwas bestimmtes zu tun und dem nach Konzentration Strebenden die Anstrengung, sich auf etwas Festes zu konzentrieren.

Diesem vorläufigen Einwand in bezug auf den Lernenden schließt sich unmittelbar der gegen die Lehrer an. Sie gleichen in einem Punkte den Pädagogen, die sich in Monte Carlo, in Zoppot und an einigen anderen Orten erfolgreich der Verbreitung von Systemen für Roulette und Bakkarat widmen. Betrüger? Man braucht vom Glücksspiel nichts zu verstehen; man kann die Frage unerörtert lassen, ob überhaupt ein gewinnbringendes System möglich ist; ob das besondere System des Spielprofessors erfolgreich ist. Statt alledem wird ein vernünftiger Mensch einfach fragen: ja, wenn das System Riesengewinn macht, weshalb ist dann der Verkäufer des Systems nicht Millionär? Weshalb ist er nur Philantrop ohne die Milliarden? Weshalb gedenkt er anderen diese Wohltat zu?

Ganz dieselbe Frage kann man auch an die Leute richten, die Energiesysteme verkaufen. Weshalb schaffen sie sich leichtsinnigerweise Konkurrenz auf den Hals, da doch die Befolgung ihrer eigenen Lehren ihnen viel mehr bringen müßte als der Verkauf?

Im Gegensatz jedoch zu den verhungerten, armen und abgerissenen Spielprofessoren können die Energieverkäufer darauf hinweisen, daß sie ja ganz leidlich erfolgreiche Leute sind, die

beneidenswert viel Geld verdienen — in ihrem Beruf nämlich. Sie können zweifellos darauf hinweisen, daß ihre Energie sie dazu gebracht habe, mit dem Verkauf ihrer Systeme leidliche Geschäfte zu machen.

Fragt man nun aber weiter, warum denn der Energiehändler auf Grund seiner Willensausbildung nicht Stahlkönig geworden ist, was doch zweifellos noch vorteilhafter wäre, so wird er, wenn er ehrlich ist, nur erwidern können: Weil meine Begabung und innere Neigung auf dem Gebiete des Systemverkaufs liegt und nicht auf der Stahlproduktion. Damit sind wir aber schon am Nerv der Sache. Die Ausbildung und unbewußte Anspannung des Willens setzt von vornherein ein Ziel voraus. Der Glaube an den Willen an sich ist ein Irrtum. Ich kann mich nicht mit aller Energie aufs Bücherschreiben werfen. Ich kann mich nur darauf sammeln, dieses Buch mit aller Kraft des Willens durchzuführen und zu beenden. Ja, genau besehen, kann ich nicht einmal das. Ich kann meinen Willen nur darauf anspannen, heute noch dieses Kapitel fertig zu machen, kann der Ermüdung und der Verführung zur Faulheit immer von neuem Trotz bieten, muß aber den Kampf jeden Tag von neuem aufnehmen. Er läßt sich nicht ein und für allemal durch eine Willensschulung erledigen. Mit anderen Worten, er läßt sich nicht umgehen. Er bleibt gebunden an das, was ich von vornherein will, und empfängt seinen Antrieb und seine Zähigkeit erst aus dem Ziel. Fesselt mich dieses Buch oder dieses Kapitel nicht genügend, um mir den Willen zu geben, es fertig zu machen, so wird es wahrscheinlich liegen bleiben.

Wisse, was du willst, und dein Wille wird von allein stark werden. Sei unklar über das, was du willst, und die berechnete Willensschulung wird dir nichts helfen.

Wir wollen noch einen Augenblick beim Bücherschreiben bleiben. Es ist ein für die Demonstration des Willens hervorragend geeignetes Gebiet. Denn ein Buch zu schreiben erfordert mehr wirkliche Willensanspannung als alles andere. Der Stahlproduzent mag unter der Mannigfaltigkeit seiner Geschäfte beinahe zusammenbrechen, mag nur noch mit der äußersten Energie

alles beherrschen können, aber es kommen ihm doch, alle Verschiedenheiten in den äußeren Lebensumständen abgerechnet, es kommen ihm doch die Antriebe von außen. Er ist nie allein auf eigene Initiative gestellt. Seine Arbeit erfolgt auf Verlangen und er muß das Heutige heute tun, wenn er es überhaupt tun will, morgen ist es zu spät; Posterledigung und Betriebsführung wirken auf ihn als Hetzpeitsche.

Dem Manne, der Bücher schreibt, droht im günstigsten Falle eine sanfte Mahnung seines Verlegers. Was er an Energie aufbringt, muß er aus sich, vielmehr aus seinem Buch selbst aufbringen und aus dem Wert, den er sich selbst und seinem Tun gibt. Er kann, wie ich schon früher einmal gesagt habe, vielleicht besser morgen schreiben als heute, und was er übermorgen nicht fertig bringt, gelingt ihm vielleicht in einer Woche. Die natürliche Faulheit des Mannes (bei der Frau ist sie vielleicht weniger groß; deshalb Courths - Mahler) nimmt beim Bücherschreiber ganz unglaubliche Formen an; bringt er doch etwas zustande, dann nur auf Grund wirklicher Energie. Und es läßt sich nicht behaupten, daß diese nicht geschult werden könne. Es läßt sich der Stil schulen, die Fähigkeit zur klaren Anordnung, die Arbeitsweise. Aber, das ist das Bezeichnende, nicht durch Regeln. Es gibt ein Buch „Die Schule des Schreibens“ und es ist ein ganz vorzügliches Buch. Nur hat es einen Nachteil: es lehrt zu viel. Sein Stoff geht vom Aphorismus bis zum fünftaktigen Drama. Zu allen diesen gibt es ganz vorzügliche Anleitungen. Aber der springende Punkt ist, daß ich erst wissen muß, ob ich einen Aphorismus oder ein fünftaktiges Drama schreiben will und schreiben kann, um sie verwenden zu können. Versuche ich alles nacheinander, dann werde ich zu nichts kommen. Der Versuch, den Willen zu schulen, bevor man weiß, was man will, die Methode als Ersatz für mangelnden Inhalt zu benutzen, muß fehlschlagen.

Aber das ist nur die Oberfläche der Dinge und es könnte jemand einwenden: Ja, was ich will, weiß ich ja schon; ich kann es nur nicht durchführen und eben deshalb suche ich ja die Willenschulung (trotzdem man völlig sicher sein kann, daß

9 von 10 Lesern der Energos-Bücher sie deshalb lesen, weil sie nicht wissen, was sie wollen). Aber selbst wenn sie es wissen und wenn sie glauben, es fehle nur an ein bißchen Energie, muß ihnen erwidert werden, daß sie Stellung und Wert der Willenskraft erheblich überschätzen. Es muß ihnen erwidert werden, daß sie nicht genügend klar sind über ihr Ziel oder daß dieses Ziel für sie selbst nicht genügend Wert hat, daß sie sich nicht dafür erwärmen können.

Statt des Willens das innere Entflammtsein für ein Ziel? Ja; aber selbst das überschätzt noch die Stellung des Willens. Das Wichtigste ist ihm nicht erreichbar. Wir werden das später an größeren Verhältnissen sehen; für jetzt genügt es, ganz bei den „Methoden“ zu bleiben. Wenn man etwa mit aller Willensanspannung Vokabeln und Grammatik einer fremden Sprache ochst, sei es nach welcher Methode auch immer, so wird der Lohn eine recht zweifelhafte Kenntnis sein. Gerade im Lernen von Sprachen ist das seit langem erkannt und man hat immer und auf immer listigeren Wegen versucht, das Wissen in den Schüler sozusagen einzuschmuggeln, ihn die fremde Sprache lernen zu lassen wie die Muttersprache. Es wäre falsch, diesen Methoden, die gerade in letzter Zeit raffiniert ausgebaut zu werden scheinen, Rücksicht auf die Bequemlichkeit des Schülers vorzuwerfen. Es drückt sich in ihnen vielmehr nur das Wissen aus, daß der Wille in den großen Dingen des Lebens nicht die ihm zugeschriebene primäre Rolle (man kann, was man will) spielt; daß er auch durchaus nicht nur an den Grad der inneren Beteiligung und Wertung gebunden ist; sondern daß uns die großen Dinge zunächst einmal zufallen müssen. Selbstverständlich ist damit der Wille nicht ausgeschaltet. Habe ich Energie, dann werde ich nach einer der psychologischen Sprachmethoden vielleicht sehr rasch und gründlich lernen, und ist mein Wunsch, die fremde Sprache zu beherrschen, wirklich sehr stark, kommt er aus dem Innersten, nicht aus irgendwelchen äußeren Gründen, dann bringt mich vielleicht auch der alte Ploetz mit seinem Ich sehe den Fluß, während ich in Wahrheit nur das Übungsbuch sehe, bis zu einer leidlichen Kenntnis.

Vielleicht bestreitet man nicht die Richtigkeit der Ausführung, aber ihre Dignität (etwas, was vielleicht diesem Buche oft widerfahren wird, aber an einem Stoff liegt, der bei denkbar großer öffentlicher Wichtigkeit doch in einzelnen Teilen einfach mit Achselzucken erledigt zu werden pflegt). Vielleicht sagt man: Du gibst dir zu viel Mühe; jeder vernünftige Mensch weiß ja schließlich, was die Willensschulen wert sind. Aber das wäre falsch. Es wird ja hier eine Willenschulung nicht für unmöglich erklärt oder der Wert eines festen Willens bestritten; er wird ja nur reduziert darauf, daß erst ein Ziel da sein, daß einem erst etwas zugefallen sein muß. Deshalb kann z. B. individuelle Willensberatung sehr wohl Wert haben und deshalb tun auch die Willensbücher in manchen Fällen sicher Gutes, nämlich, wo schon ein Ziel und ein Wille bestehen.

Man wird ferner vielleicht sagen, es seien doch gar zu enge und gar zu brüchige Menschenkreise, die sich auf diese Weisheit verließen. Zugegeben. Aber wie kommt es dann, daß unsere gesamte heutige Literatur nur noch zwei Typen kennt: den genießerischen, schmetterlinghaften Künstler (in dem der Verfasser Selbstbiographisches gibt oder uns vorlügt) und den harten Willensmenschen. Er tritt überall auf; er ist tatsächlich der *praeceptor mundi* und wer es nicht glauben will, bemühe sich heute Abend ins nächstgelegene Kino oder greife blindlings in einen Haufen Ullsteinbücher. Er wird ihn sicherlich finden, den Mann, den nicht zuerst, aber am erfolgreichsten Bernhard Kellermann im Tunnel gemalt hat, mit Augen hart wie Diamantstahl, schmalen blutleeren Lippen, der binnen 30 Minuten eine ganze Kapitalistenversammlung in die Tasche steckt, ein Millionenheer von Arbeitern müde- und tothetzt, aber schließlich doch siegt. Er kann heute alle Gestalten annehmen; die des Milliardärs oder des Detektivs sind zur Zeit die beliebtesten. Sie entfalten im Klubsessel und vor dem Tischtelefon mit großer Eleganz einen ungemainen Willen; was sehr einfach ist, wenn man den Klubsessel und das Tischtelefon nebst einigem sonstigen hat. Den wirklich tesselnden Teil, den Teil, in dem die Energie des Helden sozusagen nackt, ohne Fernsprecher

und ohne Rindleder hervortreten könnte, nämlich die Art, wie er hinaufkam, bleiben uns die Autoren regelmäßig schuldig. Sie geben, wenn sie viel tun, eine flüchtige Skizze, etwa: die ersten 1000 Mark verdiente er als Zeitungsverkäufer, die erste Million durch Ölquellen; aber wenn die Geschichte eigentlich losgeht, ist ihr Held bereits in glänzender Position und Träger großer Pläne. Sodafs von der Energie des Willensmenschen nur der Name übrig bleibt; denn seine wirklich starke Energieperiode hat er bei Beginn der Geschichte bereits hinter sich.

Aber besitzen wir nicht die Lebenserinnerungen großer Männer? Sehen wir da nicht, wie zielbewußte Energie aus dem Pfennig in der Tasche schließlich die Million und aus dem kleinen Stift den großen Handelsherrn macht? Genau besehen und den Waschzettel des Verlegers weggelassen, sehen wir ziemlich das Gegenteil. (Wenn nämlich der Verfasser ehrlich ist; über die moralinsauren Milliardäre mit ihren Lebenserinnerungen hat Mark Twain das Notwendige gesagt.) Bei den anderen sehen wir, unbefangen betrachtet, meist Mißerfolg sich häufen; wir sehen sie mit großer, aber erfolgloser Willensanspannung hierhin und dorthin tasten. Und was ist das Ende? Spannen sie nun ihre Energie immer höher, sagen sie sich: es genügt offenbar nicht, daß ich zehn Stunden Berufsarbeit tue und acht Stunden Privatarbeit für mein Weiterkommen; ich werde von jetzt an einmal den 22-Studentag einführen? Man darf überzeugt sein, daß es heute solche Menschen gibt; nur das ist zu bezweifeln, ob sie jemals in die Lage kommen werden, beachtenswerte Lebenserinnerungen zu schreiben. Bei denen, die welche geschrieben haben, geht es meist gerade umgekehrt zu. Ihnen fällt eines Tages etwas ein, eine Kleinigkeit, eine Änderung, etwas, wodurch sie vorwärts kommen könnten — und von diesem Augenblick an beginnt auch ihr Vorwärtskommen. Ja, manchmal ist nicht einmal das nötig. Dickens hatte im Elend aus eigenem Stenographie gelernt, sich mit Energie den Weg höher hinauf gebahnt und hätte mit allem diesem prachtvollen Vorwärtsstreben ein englischer Parlamentsberichterstatter und Journalist bleiben können wie hundert andere. Eines Tages be-

kommt er einen Zeitungsauftrag, er soll einen Begleittext schreiben zu lustigen Sportbildern eines bekannten Zeichners. Nun, was tut der energische Dickens? Er beißt doch offenbar die Zähne zusammen, entschließt sich, seinen ganzen Willen ins Taschentuch zu nehmen und mit diesem Auftrag ein berühmter Mann zu werden? Er tut gerade das Gegenteil. Er schreibt, von keiner Rücksicht auf künftigen Ruhm, schriftstellerische Würde, Hohepriestertum der Kunst angekränkt, den Begleittext, als wenn unsereiner zu Bildern von Paul Simmel einen lustigen Text gegen gute Bezahlung verfertigte. Schreibt ihn und es werden ihm unversehens die Pickwickier daraus, die ein Lebenswerk eröffnen, wie es so unbekümmert und übrigens aus ganz ähnlichen Verhältnissen heraus nur noch Balzac geschaffen hat. Seine Energie allein brachte ihn aus der Wichsfabrik auf die Stenographenbank des Unterhauses und, wenn er sich darauf verlassen hätte, energisch weiterzuarbeiten, hätte er wahrscheinlich dort (mit einem Dutzend Siegespreisen in Schnellschrift-Konkurrenzen) geendet.

Vielleicht sagt jemand, nun, auch das ist nicht überraschend, daß zum Willen die Begabung treten muß. Das Wichtige aber ist in entgegengesetzter Richtung zu finden: daß nämlich der Wille, wo er zügellos wird, der Begabung in den Weg tritt. Und das Große an Dickens ist, daß alle bewußte Anspannung, die er nötig hatte, um sich heraufzuarbeiten, seine Unbefangenheit nicht angetastet hat, daß er im Leben der gefühlvollste und reizbarste Mann war, der sich denken ließ, daß Lachen und Weinen, Verzweiflung über jede absprechende Kritik und ein ganz schrankenloser, naiver Optimismus bei ihm so dicht zusammensaßen; kurz, daß er in allem und jedem das gerade Gegenteil des Willensmenschen war, den uns die Bücher aufschwätzen.

Bücher! Aber der Tatenmensch ist ja eben das gerade Gegenteil von Büchern! sagt verächtlich der moderne Mensch. Wir haben oben schon auf den Verbrauch an Initiative beim Bücherschreiber hingewiesen, der zweifellos den des Stahlkönigs bei weitem übersteigt; wir wollen nun das musische Gebiet ver-

lassen und zu dem Helden übergehen, der in der äußeren Welt wirkt.

Dabei stoßen wir nun sofort auf die eigentümliche Tatsache, daß der moderne Tatenmensch, der große Geschäftsmann, der Staatsmann, der Feldherr, der Erfinder: daß sie alle Schreibtischmenschen sind. Was tat Herr Stinnes? Er grub nicht etwa Kohlen. Im Gegenteil: er galt als Tatenmensch, weil er nicht Kohlen grub. Er diktierte, telephonierte, verhandelte, gab Instruktionen; er arbeitete am Schreibtisch. Wollen wir den wirklichen Tatmenschen sehen, so müssen wir uns zu Artisten, Rennfahrern, Sturzfliegern, ja noch viele Stufen weiter hinunter in die Wedekindsche Welt begeben. Aber diese Kreise sind es ja gar nicht, die unsere Bewunderung als Tatmenschen reklamiert.

Immerhin, wenn sie auch am Schreibtisch arbeiten, sie wollen doch im Gegensatz zum musischen Menschen die wirkliche Welt ändern, dort Einfluß üben, nein, reale Befehlsmacht gewinnen über Menschen und Dinge. Sie wollen auf den Staat, auf die Gesellschaft wirken — und, um sich das zu erleichtern, fordern sie, unterstützt von einigen Philosophen, uns auf, sie gefälligst zu bewundern. Früher nannte man es Heldenanbetung und nur wenig konnten Anspruch darauf erheben. In diesem Gefühl aber sind wir demokratischer geworden und beten heute zu jedem Tatmenschen.

Schon die alte ehrliche Heldenanbetung und noch mehr ihre neuere Fortsetzung verfälschte jedoch die Wirklichkeit. Es ist ja völlig wahr und es geschieht mit Recht, daß Helden verehrt werden. Aber wann? Sobald sie sich als Helden bewiesen haben. Das will sagen, nachdem ihres Heldentums schwerster Teil, das Erkanntwerden des Uerkannten, weit hinter ihnen liegt. Während der Zeit, da sie Helden im stärksten Sinn sind, werden sie gehaßt und verfolgt; sie wären sonst auch keine. In diesem Haß und dieser Verfolgung liegt keine Undankbarkeit, sondern ein Gesetz. Friedrich der Große wurde zeitlebens lebhafter von seinen Gegnern und den Angehörigen anderer deutscher Staaten, wie dem jungen Goethe, bewundert, als von seinen getreuen Untertanen. Bismarck ging es ähnlich. Als er

anfang, hofften seine späteren Bewunderer, ihn zum Wohle des Vaterlandes Wolle spinnen zu sehen und zeitlebens haben die, die mit ihm arbeiteten, kaum recht Zeit gefunden, ihn zu bewundern, weil sie zu sehr unter ihm seufzten. Die Vorstellung, daß, wenn ein Held siegfriedgleich und strahlend vom Himmel stiege, die Menschen bereit wären, ihn auf den Knien zu empfangen — eine Vorstellung, die von dem Schrei nach Heldenverehrung nicht gefordert, aber gefördert wird, — läßt sich nicht aufrecht erhalten.

Aber das ist noch das Harmloseste an der Sache. Schon weniger harmlos ist, daß durch programmatische Heldenverehrung ein ganz falsches Bild des wirklichen Helden zustande kommt und daß die Heldenverehrer ihren Helden im Grabe schänden. Diese Schändung geht nach zwei ganz verschiedenen Richtungen, aber das macht, wo es sich um eine verkappte Religion handelt, nicht die geringsten Schwierigkeiten.

Auf der einen Seite verkleinern die Anbeter ihren Helden ganz gründlich. Bismarcks Kürassierstiefel, Stahlhelm und lange Pfeife werden den Anbetern zu seinem Wesen. Aus dem Menschenverächter Friedrich, der dem heraufkommenden deutschen Geist den Weg sperrt, wird ein unterhaltlicher und anekdotenreicher Mitarbeiter an Schul-Lesebüchern. Wirklich, wenn tote Helden reden könnten, ihre Stofseufzer wären abwechselnd: Vor meinen Feinden habe ich mich geschützt, aber wer schützt mich vor meinen Freunden? und: Ihr gleicht dem Geist, den ihr begreift, nicht mir. Schon daß wir es wagen, ihnen den Beinamen der Große aufzupappen, ist eine Zudringlichkeit und durch diese Titelverleihung beginnt gewöhnlich der Heldenanbeter seine Anbetung mit einer Art Sakrileg.

Wenn andererseits der programmatische Heldenanbeter nur ein einziges Mal sich klar werden könnte über die Unterschiede zwischen dem wirklichen Bismarck und dem Lenbach-Bismarck — aber eben das kann er ja nicht; sonst wäre er ein ehrfurchtiger Bewunderer, aber kein plump-vertraulicher Anbeter.

Die selben Leute aber, die den Helden zu ihrem eigenen Maß verkleinern, suchen ihm nach oben eine Elle zuzusetzen, in dem,

was sie für das eigentlich Heldenhafte halten, in der Energie, im Willen. Und diese Verfälschung, wenn auch leichter nachzuweisen, ist noch folgenschwerer. Daß sie eine Fälschung ist, braucht man ja nicht lange zu beweisen. Friedrich, der für den schlimmsten Fall Gift bei sich trägt, Bismarck, der sich im dépit monatelang in seine Wälder vergräbt, nichts wissen will und doch alles wissen will, der sich zurückzieht und dann wieder nervös dazwischenfährt, Bismarck, der Weinkrämpfe hat, der einem Besucher freimütig, wenn auch nicht ganz wahrheitsgemäß erklärt, er sei ganz Nerven, fortwährend über Krankheit und Geschäftsüberbürdung stöhnt und der schließlich Stunden hat, wo er seiner Riesenarbeit mit (allerdings nie echter) Gleichgültigkeit gegenübersteht: diese beide beweisen schon deutlich, daß das Ideal des Willenshelden in die Kinderfibel gehört. Vielleicht ist es gut, für ganz Schwerhörige — und wenige Hinterweltler haben gesunde Trommelfelle — zu bemerken, daß mit all diesem der Held nicht herabgesetzt, sondern erhöht ist. Erst daß sie die Überwindung der Feigheit ist, macht den Wert der Tapferkeit und erst, daß er der eigenen menschlichen Schwäche immer wieder in schweren Kämpfen Herr wird, macht den Helden.

Aber da haben wir ja den Willen! Ganz recht, da haben wir ihn. Nur benimmt er sich so ungeschult wie möglich. Nur beißt er nicht die Zähne zusammen, sondern bricht aus. Nur konzentriert er sich nicht, sondern überflutet alles. Nur wirkt er nicht gesund und gesammelt als höchster Ausdruck der Persönlichkeit, sondern beinahe krankhaft. Nur ist er, um es kurz zu sagen, durchaus nicht für den Alltagsgebrauch bestimmt.

Friedrich der Große, der, wenn es keine Hohenzollernlegende ist, von 4 Uhr morgens bis 8 Uhr abends in emsiger Tätigkeit war, mag dem Ideal des Willensmenschen noch einigermaßen entsprechen. Auf die Gefahr hin, als unverbesserlicher Nörgler zu gelten, darf man aber sagen, daß er mit dieser äußeren Tätigkeit, die allerdings durch den Bruch veranlaßt war, der seine Jugend kennzeichnet und der schließlich aus einem Vollmenschen einen großen Zyniker gemacht hat, nicht den un-

wichtigsten Teil seiner Berufung versäurmt hat: Potsdam und Weimar zusammenzuführen. Die Folgen seines Willensmenschen-tums, seines Korporalstocks werden wir noch lange spüren.

In Bismarcks Alltagsleben kann von Willensanspannung nur dann die Rede sein, wenn sie durch die Geschäfte bedingt war. Dann allerdings leistete er Übermenschliches. Aber auch nur dann; nur wenn ihn sein Ziel befeuert. Sonst ist er der erste Reichskanzler für jeden pflichttreuen und pflichtstarken preußischen Beamten das Gegenteil eines Beispiels. Er steht um 10 Uhr auf, arbeitet dann noch lange Zeit nichts und gelangt so dazu, die Dienststunden in die späte Nacht zu verlegen. Er überläßt sich bisweilen völlig seinen Launen und seine Untergebenen kennen an dem Aufzwirbeln seiner Augenbrauen seine Stimmung und die Tage, an denen man ihm mit nichts kommen darf. Von Sich-Zusammennehmen, von bewußter Willensschulung keine Spur.

Aber Napoleon, der kalte, glatte, tatsächlich Übermenschliche, der nur von seinem Ziel, das keines mehr ist, denn sein Wille war grenzenlos und fand nur in seiner Macht Beschränkung, besessen wird? Es ist uns anschaulich beschrieben worden, wie dieser „Übermensch“ arbeitete: nämlich bald aufgereggt alles um sich versammelt, dann wieder ganz kurz abspannend sich lässig in einem Sessel räckelnd, ein Buch flüchtig zur Hand nehmend — bis ihm wieder ein Einfall kommt. Dann setzt er wieder alles in Betrieb und das selbe Spiel, Abspannung und Spannung, beginnt von vorne. Merkwürdig ist der Zug, in dem Napoleon wirklich einen ausgezeichneten starken Willen hatte, nämlich in dem, seinen Willen abstellen zu können, wenn er wollte. Er konnte ganz nach Belieben und Bedürfnis 18 Stunden arbeiten, drei Sekretäre totdiktieren, Weltreiche im Aufmarschplan vernichten? Nein, gerade das Entgegengesetzte. Er konnte — — schlafen, wann er nur wollte.

Nur eine falsche historische Vorstellung? Nur der historischen Richtigstellung bedürftig und dieses ganze zum Willenskult verflachte Heldenideal verschwindet? Hoffen wir es. Inzwischen hat es genug Unheil angerichtet. Es hat nichts weniger bewirkt,

als dem letzten Krieg seine unheilvolle und sinnlose, weil gänzlich unkriegerische Form zu geben. Angesichts der Wichtigkeit des Stoffes mag es gestattet sein, etwas weiter auszuholen. Wenn irgendwo der Tatenmensch zu finden ist, scheint es im Krieg, im Feldherrn zu sein. Es wird sich lohnen, ihn in diesem letzten Kriege zu betrachten.

VII Der Nachtarock

Während des Krieges hielt einmal ein berühmter deutscher Philosoph Vorträge, in denen er uns, wie so viele andere, den Sieg versprach. Er bewies ihn auch. Denn wir seien von Fachleuten geführt, die Gegner von den Laien von Beruf, den Parlamentariern. Man solle sich nur einmal den Fachmann Tirpitz, der seine Schiffe bis zur letzten Schraube und bis zum letzten Niet herab kenne, ansehen und als Gegenstück den englischen sogenannten Marineminister, den Allerweltswindhund Churchill. Das könne ja für die Gegner nicht gut gehen. Wir glaubten dem Philosophen und gingen getröstet nach Hause.

Es hat lange gedauert, bevor unser Vertrauen in die Fachleute erschüttert wurde. Es ist heute noch nicht erschüttert, trotzdem, in der Sprache des Philosophen zu bleiben, die Windhunde über die Koryphäen gesiegt haben.

Kriegsgeschichtschreibung und Kriegskritik sind wohl immer „nach dem Erfolg appetitiert“, mag auch Clausewitz den Kriegskritiker auffordern, in seiner Auseinandersetzung keine zeitliche Gewalt und Größe, Eitelkeit und falsche Scham zu schonen und nichts als die Wahrheit, die ganze Wahrheit zu sagen; mag auch von Bernhardi einen ganzen Katalog der Eigenschaften schreiben, die der Feststellung kriegsgeschichtlicher Wahrheit im Wege stehen: Eitelkeit, Einseitigkeit, Kleinlichkeit, Herrschsucht, Egoismus; das sind so einige von den Widerständen, die er nennt.

Aber davon abgesehen, überschätzen Kriegskritiker (die, wie wir noch deutlicher sehen werden, fast alle der verkappten Religion des Willens anhängen) den Krieg und den Feldherrn überhaupt. So sind sie z. B. zweifellos geneigt zu sagen, daß die Feldherrnkunst, der Wagemut, die Lebenszähigkeit Friedrichs, den Siebenjährigen Krieg trotz aller Niederlagen gewonnen hätten und daraus zu schließen, daß dieser Krieg im Großen und Ganzen mit Feldherrngenie geführt worden sei. Was ein Laie nicht bestreiten soll, nur darf er dazufügen, daß der Krieg

zweifelloß für den genialen Friedrich II. durch den gänzlich blöden und vermißquemten Peter III. gewonnen worden ist, der gerade in dem richtigen Augenblick für kurze Zeit auf den Thron kam. Ohne diesen Glückszufall würde vielleicht unser Urteil über Friedrich ganz anders lauten.

Alle solche Dinge stören die Kriegskritik empfindlich und nun gar die deutsche! Ist sie nicht einfach Ressentiment, Eifersucht, Neid der Besiegten, der Zukurzgekommenen? Aber da kommt plötzlich und überraschend eine Stimme von der Seite des glänzenden Siegers: das Versagen unserer Feldherrnschaft hat tatsächlich nichts Überraschendes, denn auch auf der Seite der Sieger war die Feldherrnkunst glatter Humbug. Jean Pierrefeu, der Verfasser der französischen Generalstabsberichte, versichert uns nichts Geringeres, trotzdem er, und das macht den Wert des Buches aus, vom Pazifismus weit entfernt, im Gegenteil ganz kriegerisch und national ist. Was ihn wurmt, ist nicht etwa, daß Krieg geführt wird und daß gesiegt worden ist; sondern die Tatsache, daß der Krieg so beleidigend ungeschickt geführt worden ist. (Zu gleicher Zeit hat ein anderer Franzose das ganze Problem auf neun Worte gebracht, als er eine Nachkriegsbroschüre mit dem Titel versah: *Sur l'incapacité des militaires à faire la guerre.*)

Trotz der Heldenverehrung hatte ja die romantische Feldherrnvorstellung, die den Heerführer überlebensgroß mit dem Säbel, auf dem Rappen an der Spitze seiner tapferen Truppen sah, schon vor dem Krieg abgewirtschaftet. Shaws Helden sind über 30 Jahre alt. Der praktische Schweizer Bluntschli hatte schon vor dem Krieg in der allgemeinen Vorstellung über den romantisch todestapferen Saranoff gesiegt. Wir fanden schon vorher nichts Paradoxes mehr dabei, daß für die Soldaten Essen unter Umständen wichtiger sei als Patronen und daß das schnelle Heranschaffen von Nachschüben (das im wesentlichen eine Kursbucharbeit ist) größere Wichtigkeit hätte als persönlicher Schneid. Ja, wir waren drauf und dran, dem Feldherrn persönliche Tapferkeit nicht als Verdienst, sondern als Torheit anzurechnen. Wir wußten, daß seine Aufgaben ganz anderer Art

waren. Es wird deshalb niemand mehr überraschen, wenn Pierrefeu ausführt, daß die großen Heerführer vor allem zur Klasse der praktischen Menschen gehören, die nicht von Bedenken geplagt sind, eine Eigenschaft, die in der Welt ziemlich weit verbreitet sei. Wenn der Feldherr bewirken könne, meint der Generalstabsberichterstatter, daß seine Truppen mit den vollkommensten Waffen ausgerüstet wären, die Gegner aber mit Knüppeln, so würde der Feldherr das gern machen.

Wir erwarteten in der Tat von unseren Feldherrn nichts weiter, als daß sie siegten. Wir stellten uns ihn ganz neuromantisch vor, wie aus dem Energobuch und dem Ullsteinroman: als einen stahlharten Charakter, der, in schärfste und feinste Spekulationen versenkt, ohne jeden Bombast in einem kartenübersäten, nüchternen Zimmer die Fäden in der Hand haltend, seine Truppenmassen dirigiert, nie den Kopf verliert und noch in der schlimmsten Lage den genial einfachen Ausweg findet, der den Gegner überrascht und zu Tode trifft.

Es war schlimm, daß er nicht so war. In diesem stählernen und unromantischen Wesen scheint der alte miles gloriosus, scheinen Horribilicribrifax und Daradiridatumtarides nur ganz leicht begraben zu sein. Daß sich auf deutscher Seite die Feldherrn streiten, wer eigentlich Tannenberg gemacht hat, ist uns ja bekannt. Aber auch drüben waren die stahlharten Denkmaschinen zugleich aufeinander eifersüchtig wie nur Tenöre. Nach dem Zeugnis des Franzosen benimmt sich Gallieni gegen Joffre in den entscheidenden Tagen wie eine Primadonna, die — mit diesem Partner! — unmöglich singen zu können erklärt.

Um das Wunder des Willens, den Feldherrn, steht (natürlich auf gegnerischer Seite) die Kamarilla — und so stark sein Wille auch ist, er, der über die Gegner und die Welt triumphiert, ist selten stark genug, auch nur seine Mitarbeiter zu ducken. Sie blasen ihm ein, was ihnen gut scheint und halten von ihm fern, was ihre eigene Position gefährdet. Pierrefeu spricht geradezu von einer Verschwörung der jüngeren Generalstabsoffiziere nicht gegen, aber um den Generalstabschef Joffre

herum; eine Verschwörung selbstverständlich ohne unterirdische Gemächer, Dolche und Eide, aber erfolgreicher. Die Kamarilla entfernte die Generäle reiferen Alters, schob alle Mittler zwischen dem Generalissimus und seinen Mitarbeitern beiseite und veranlaßte ihn dann, nachdem sie ihn unter dem Daumen hatte, nach und nach alle Vollmachten für sich — das heißt für sie, die Mitarbeiter — zu verlangen.

Es gibt nur eines, wovor die milites gloriosi auf beiden Seiten Angst haben: die Volksstimmung. Vor nichts hatte ein Generalstab mehr Angst als vor dem Abkühlen der Volksbegeisterung. Aber die Volksstimmung ist dem großen Feldherrn auch nützlich. Wenn er nämlich nicht siegt, so erspart sie ihm die Demütigung, daß er ungeschickt gewesen wäre. Er sagt dann einfach: ja, ich hätte glänzend gesiegt, wenn eben die Volksstimmung durchgehalten hätte. So erklärt z. B. das russische Generalstabswerk über den japanischen Krieg die russische Niederlage. Da die französischen Feldherrn schließlich Sieger geworden sind, so blieb ihnen die Verwendung dieser Ausrede im Großen erspart. Aber bei einzelnen Operationen wird sie doch auch von ihnen gern verwendet.

Mit einem Wort: wir nahmen an, der moderne Feldherr sei vollkommen gefühllos, nur von seinem Willen, zu siegen besessen und dadurch sehr geschickt. Wir nahmen an, er sei ein wirklicher Führer. Aber, wenn wir das Ganze überschauen, müssen wir sehen, daß dieser Krieg gar nicht von den Feldherren, sondern vom König Zufall geführt wurde. Ergötzlich (soweit im Entsetzen etwas ergötzlich sein kann) bei Pierrefeu nachzulesen, wie der große Sieg an der Marne errungen wurde, der Frankreich wieder Zuversicht gab. Die Darstellung läuft darauf hinaus, daß die französischen Armeen in einem ziemlich zusammenhanglosen Rückzug waren und daß selbst der große Joffre nicht wußte, wo er zum Stehen kommen würde. Dann kam jedoch eine schwere Eifersüchtelei zwischen Joffre und Gallieni. Sie verschleppt die angeordneten beschleunigten Rückzugmanöver, und zu ihrem eigenen Staunen erreichen plötzlich französische Truppen das, was mit aller Feldherrnkunst nicht

zu erreichen war, durch reinen Zufall, nämlich eine Stellung in der Flanke und im Rücken deutscher Kräfte. Die Sache geht gut und nun erhält jeder der Beteiligten seine Belohnung: der Kriegeruhm, sagt Pierrefeu, glich einem in Scheiben geschnittenen Kuchen, wovon jeder sein Stück abbekam. Was Joffre vergeblich zu erreichen versucht hatte, schreibt sein schriftstellerischer Helfer, hatte die Befürchtung eines Ministers zuwege gebracht. Die Rivalität zweier ehrgeiziger Generäle hat mehr zur Rettung des Landes beizutragen als der Scharfblick des Genies; und Pierrefeu kann diese Betrachtung mit dem Lob abschließen, den Gegner zu täuschen, sei ein großer Faktor des Sieges. Mangel an Logik sei eine Art zu täuschen, sie verwirre den Feind; ergo hätten die französischen Generäle ihren Sieg mit vollem Recht errungen.

Aber die Feldherrnperiode des Krieges war auf französischer wie auf deutscher Seite nur ganz kurz; auf letzterer nur in den Operationen an der Ostfront etwas länger. Die ununterbrochene Front, die Abriegelung der gesamten Kriegsschauplätze durch Menschenketten macht den Feldherrn zum Oberbuchhalter und Magazinier seiner eigenen Truppen. Pierrefeu gebraucht sehr scharfe Worte: man dürfe billig fragen, ob der lange, blutige Feldzug noch irgendeine Beziehung zur Kriegskunst habe; die Kriegskunst existiere nicht mehr, der militärische Niedergang sei offenbar; beiderseits sei man, nachdem die bekannten zwei oder drei Mittel der großen Strategie, Überflügelung und Durchbrechung des Zentrums, vergeblich probiert worden seien, mit dem Latein ziemlich zu Ende. Zwar sprächen alle militärwissenschaftlichen Werke von rechtem Flügel, Zentrum, linkem Flügel, Vorhut, Hauptarmee, Nachhut, von Strategie und Taktik; aber nur um den Umstand zu verbergen, daß die Kriegskunst in diesem Kriege Bankrott gemacht und daß die ganze Strategie darin gelegen habe, um jeden Preis die ununterbrochene Front zu halten.

Und damit kommt am Schluß doch wieder der miles gloriosus, der Eifersüchtige, Reizbare, dem Willenskult nahe. Ja, theoretisch, als ein von der Literatur gespeister Mensch, steht

er von vornherein auf diesem Standpunkt und daraus erklärt sich alles Unheil.

Denn, und das vollendet erst die furchtbare Tragikomödie dieses barbarischen Sicherwürgens, alle Generalstäbe glaubten im Besitze eines Siegrezeptes zu sein und bei allen war es das selbe Rezept. Überall bestand es aus zwei Teilen. Der erste besagte: Man greife unbedingt an; denn der Angreifer ist immer im Vorteil, wer angreift, setzt den Willen des Anderen matt, wer sich angreifen läßt, wird im Willen geschwächt. Der zweite Teil des Rezeptes besagte aus ganz denselben Gründen: Man mache zuerst mit dem starken Gegner Schluß, denn er ist der gefährlichere. Über diesen beiden Axiomen aber lag das Geheimrezept, die verkappte Religion, die, so geheim sie auch war, sich im Besitz aller Heeresleitungen befand. In ihrem Geiste finden sich die Feldherren der verschiedenen Parteien als Brüder im Geiste. Das Geheimrezept heißt überall Willen. Es geht z. B. bei Foch bis zu der kurzen Formel: „Sieg gleich Willen“.

So kam es, daß beide Parteien unbedingt angriffen und unbedingt zuerst den stärkeren Gegner angriffen. Das Ergebnis war, daß keine der beiden Parteien auch nur mit ihrem schwächeren Gegner fertig wurde, daß sie beide fortwährend, vier Jahre hindurch, mit Ausnahme der ersten zwei Feldzugsmonate, blutige, aber für den Krieg völlig wirkungslose Angriffe gegeneinander richteten.

Da die ersten zwei Programmpunkte, der unbedingte Angriff und der Angriff auf den Stärkeren, eine der Absicht so widersprechende Wirkung hatten, so wurde nun umso mehr der dritte gepflegt, nämlich der Wille. Die Wirkung dieser Pflege war womöglich noch übler; denn der Wille, der gar kein Ziel mehr hatte, fraß nun alle anderen Eigenschaften, mit denen frühere Feldherrn sich aus der Klemme geholfen hatten und die die wichtigsten Ingredienzien der alten Kriegskunst waren — der Wille fraß schöpferische Phantasie, Stärke des Charakters und einiges andere völlig auf und triumphierte, losgelöst und allein auf weiter Flur. Er höhnte den Menschen aus. Und der Feldherr sah, ganz im Gegensatz zu Friedrich und Napoleon,

seine eigentliche Größe darin, daß er nicht nur, wie Cäsar, vier Sekretären, nein, daß er diese vier Sekretäre und noch einige glatt tot diktieren konnte und daß der Tag für ihn 28 Stunden hatte. Was nicht schlecht gewesen wäre. Unglücklicherweise ließ sich aber eine Sache gar nicht durch den Willen erzwingen, nämlich gute Einfälle, geniale Blitze.

Pierrefeu übergießt alle diese Geheimrezepte mit Spott. Das Vertrauen in die Offensive, das Vertrauen in die unbedingte Siegeszuversicht gegen den stärksten Gegner, das Vertrauen in den Willen sei geradezu okkultistisch geworden. Er nennt den Tisch, an dem das Siegesrezept zur Marne ausgeheckt wurde, respektlos einen spiritistischen Tisch.

Wenn er aber alle diese Ansichten auf Bergsons Elan vital zurückführt, so müssen wir ihn mit aller Achtung eines Besseren belehren. Der deutsche Generalstab hat vielleicht keine Seite von Bergson gekannt; auch ohne das huldigte er ganz denselben Anschauungen. Und was brauchen wir auch Herrn Bergson? Haben wir nicht in Spengler einen viel berühmteren Verherrlicher des Tatenmenschen? Schreien wir nicht gerade heute nach dem Mann mit der stählernen Faust?

Aber das heißt vorgreifen. Zum zweitenmal wird im Frühjahr 1918 Frankreich gerettet — wodurch? Durch die blindwütige Energie des deutschen Generalstabes, der Herrn Foch überall zuvorkommt. Denn Foch will in durchaus kollegialem Geist auch angreifen, und es hängt bisweilen an einem Haar, daß es nicht geschieht. Aber der deutsche Generalstab kommt ihm überall zuvor und so verfügt der Franzose, als unser Angriff sich totgelaufen hat, über verhältnismäßig frische und ungeschwächte Kräfte, mit denen er zum Gegenangriff übergehen kann.

Die Situation ist noch heute mehr als paradox; denn unglücklicherweise geht die Übereinstimmung der beiden Erbfeinde noch viel weiter. Da dieser Krieg vom Standpunkt der Kriegskunst eine einzige Blamage war, so fragt sich nun, wie soll es in Zukunft werden? Und da kommen unglücklicherweise der Franzose Pierrefeu und der deutsche Generalstabshauptmann

Mayr ganz zu gleicher Zeit dahinter, daß nach den Erfahrungen dieses Krieg in einem künftigen unbedingt der Wille abzustellen sei. Die Verteidigung sei die stärkere Kampfform. Das beweist der eine aus Clausewitz, der andere aus französischen Autoritäten. Wir werden von beiden Anschauungen noch bei der verkappten Religion des Pazifismus einiges weitere zu sagen haben.

VIII Der Fakir

Immerhin, die falsche Vorstellung vom Helden kann historisch berichtigt werden und nicht in ihr liegt das Verkappt-religiöse, nicht in ihr liegt der Schaden der Heldenanbetung. Er liegt, ganz kurz gesagt, darin, daß die Heldenanbetung — wie wir es schon bei den Energos-Büchern gesehen haben — im Anbeter den Willen und das Wagen aufs Erfolgreichste lähmt. Heldenanbetung ist der sicherste Weg, keine Helden zu erzeugen, sondern zagende Schwächlinge, die auf den kommenden Mann warten.

Aber noch nicht einmal damit sind wir auf dem Grunde der Dinge. Denn heute besteht ja gar keine Heldenanbetung mehr. Was ehemals so hieß, hat inzwischen den hinterweltlerischen Zug in sich verstärkt. Nicht auf den Helden wird heute gehofft, nein, einfach auf den politischen Messias, der alles zum besten wenden wird und dem man daher blindlings vertrauen muß. Diese verkappte Religion ist noch religiöser als die Religion. Denn nicht der festeste Glaube an Gott und sein gnädiges Walten über mir entbindet mich davon, mein Tagewerk zu tun. Aber die Hoffnung auf den politischen Wundertäter besorgt das tatsächlich.

Es ist schwer, einen Beweis gegen ihn zu führen. Daß er von der Majorität für einen Schädling gehalten, für verrückt erklärt, als ein Abenteurer ohne Fond bezeichnet wird, spricht in den Augen seiner Anhänger eher für ihn und sie haben dabei die historische Erfahrung ganz auf ihrer Seite, denn Bismarck geschah das selbe und, wie wir heute nach genauerer Kenntnis der Einzelheiten aus der Konfliktzeit ruhig zugeben dürfen, nicht mit Unrecht. Er war tatsächlich zwischen 62 und 66 eine Art politischer rastaquere.

Eher läßt sich schon der Beweis gegen unsere politischen Wundertäter umgekehrt führen. Sie haben zu viel Zulauf; sie werden sofort populär. Man kann nicht angeben, wie der nächste große Staatsmann aussehen wird noch was er tun wird. Aber

man darf ziemlich sicher sein, daß er, wie alle seine Vorgänger, der bestgehaßte Mann im Lande sein wird. Wenn einmal ein Mann auftaucht, mit dem niemand von uns einverstanden ist und der sich trotzdem durch keinen von uns stören läßt, dann kann es vielleicht an der Zeit sein, aufzumerken, ob nicht tatsächlich ein Held sich entwickelt. Wodurch wird er sich von den politischen Heiligen unterscheiden? Natürlich können wir nicht wissen, was er tut. Es wußte in Bismarcks Anfängen niemand so recht, was er eigentlich tat und worauf er hinaus wollte. Sein Tun wurde durch eine Masse Entstellungen und falscher Gerüchte so überwuchert, daß schließlich auch diejenigen, die seine Arbeit wirklich sahen, vielleicht nicht mehr recht wußten, woran sie mit ihm waren.

Dagegen ist uns Heutigen etwas anderes schwer verständlich. Wenn nämlich der Staatsmann Bismarck in seinen Anfängen unverständlich blieb, so begreifen wir doch schwer, warum auch der Redner unverständlich geblieben ist. Dieser Ton, meinen wir, der von allem Gewöhnlichen abwich, hätte Verdacht auf Größe schon in seinen Anfängen erregen müssen. Wenn heute jemand den Mut hat, einfach und unverblümt zu sagen, was er will oder auch nur, was er bestimmt nicht will, was er kann oder auch nur, was er bestimmt nicht kann, dann wäre vielleicht der Verdacht auf Größe wieder gerechtfertigt. Mit diesem Wertmesser in der Hand trete man einmal an die Zeitungspalten heran, die die politischen Reden enthalten. Und man wird ohne Schwierigkeit gewahr werden, daß sich die politischen Wundertäter von heute nicht etwa nur nicht zu ihrem Willen zu bekennen wagen. Nein, sie wagen sich nicht einmal zu ihrer eigenen Ratlosigkeit zu bekennen. Ich will hier nicht entscheiden, ob etwa Lenin ein großer Staatsmann war. Aber es ist sicher, daß er einen großen und wirklich staatsmännischen Augenblick gehabt hat: den, als er umwarf, als er sein ganzes Programm zerstörte, als er sagte: So geht es nicht mehr und als er aus einem Programmierer ein wirklicher Tatmensch, d. h. ein ganz gewöhnlicher Mensch wurde, der seine Schwäche eingestand und wieder gutzumachen suchte.

Und hier haben wir ein Kriterium, das bestimmter ist als die bloße Stilkritik, obgleich sich auch aus dieser von vornherein manches für oder gegen die staatsmännischen Präzedenzen schließen läßt.

Was auch der kommende Staatsmann tun und unternehmen mag, eines wird er bestimmt nicht tun, nämlich uns die Erlösung durch ein Rezept versprechen. Er mag ein frommer Mann oder ein Zyniker sein, aber er wird bestimmt kein Hinterweltler sein. Gerade das aber sind unsere politischen Wundertäter allesamt, gleichviel, ob sie uns die Erlösung durch die Brechung der Zinsknechtschaft oder durch Vermehrung der künstlichen Düngung und vierfache Ernten versprechen. Nicht, daß sich der Staatsmann im geringsten scheuen würde, solche Mittel mit Dank anzuwenden; aber er, der ganz auf dem Boden dieser Welt steht, wird genau wissen, daß mit einem solchen Einzelmittel, mit einer verkappten Religion, die jeden wirklichen Gedanken aufschluckt, das Gesamtleben, über das er Herr werden muß, nie zu meistern ist. Im Gegenteil, die Zerstörung der verkappten Religion auf politischem Gebiet und ihrer Hoffnungen, das offene Eingeständnis, daß wir uns auf dieser gewöhnlichen Welt und mit dieser gewöhnlichen Welt behelfen müssen, so gut oder so schlecht es geht, wird wohl zu seinen ersten öffentlichen Wirkungen gehören. Und sie wird keinesfalls verfehlen, ihm unsere lebhafteste Abneigung einzutragen. Möglicherweise wird er tolerant sein gegen politische Gegner (wie ja auch Bismarck die Möglichkeit späterer Versöhnung selten ganz aus den Augen ließ und wo er das tat, sehr zu seinem und unserem Schaden); aber er wird mit ziemlicher Sicherheit intolerant sein gegen die verkappten Religionen in der Politik, gegen die politischen Rezepte und Geheimlehren.

Hier ist allerdings eine Einschränkung zu machen, die den Wert des Kriteriums zu mindern scheint. Wir sagten schon oben, daß der Betrüger nicht die charakteristischste und schädlichste Erscheinung in den verkappten Religionen sei. Wenn ein politischer Messias seiner Hinterweltidee, heiße sie nun Kommunismus oder Schwundgeld, ehrlich ergeben ist, so darf man

sicher sein, daß er ein Messias bleiben, nie Staatsmann werden wird. Dagegen scheint es auf den ersten Blick denkbar, daß ein realistischer Staatsmann sich dieser Bewegung bemächtigt, ohne an sie zu glauben, als Betrüger, um sich dadurch Hausmacht zu schaffen. Und in der Tat reden denn auch nicht wenige unserer politischen Wundertäter, wenn man sie auf den unzweifelhaften Widerspruch aufmerksam macht, der zwischen ihrer angeblich ganz realistischen und furchtlos energischen politischen Denkungsart und der Flucht in die Geheimrezepte zweifellos besteht — darauf hinaus, daß dem großen Politiker alles erlaubt sei, daß er alle Mittel zu nutzen wisse. Und sie stellen es schließlich so dar, daß gerade in ihrer Benutzung der politischen verkappten Religionen, die ihnen als populärste Strömungen der Zeit Hausmacht schufen, schon ein Beweis staatsmännischer Begabung liege.

Wir werden später Gelegenheit haben, dem Verhältnis von Ethik und Staatskunst, von Sollen und Müssen, nachzugehen. Hier genügt es völlig, den politischen Realismus zu bejahen. Denn dann sieht man plötzlich, daß gerade die Hinterweltler für einen Staatsmann eine Gefolgschaft bilden, die er denkbar wenig wünschen kann. Der Demagog, der Beifall mit Politik verwechselt, mag mit ihnen ganz zufrieden sein; der Staatsmann wird sie als Sprungbrett kaum benutzen können. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie die Opponenten aus Beruf sind und in dem Augenblick von ihm abfallen, wo er wirklich ernsthaft politisch zu arbeiten beginnt. Denn der Politiker will höchstensfalls die ganze Welt; er möchte in seiner ausartendsten Form über alle fünf Erdteile gebieten. Aber die Hinterweltler wollen ja mehr, wollen das, was auch Napoleon, mit Cäsar potenziert, ihnen nie bieten könnte: ein Reich nicht von dieser Welt, das doch von dieser Welt ist. In dem selben Augenblick, wo er sie zur politischen Arbeit braucht, werden sie von ihm abfallen.

Und hier liegt nun wirklich das, was gegen die Heldenverehrung als verkappte Religion letztens zu sagen ist. Sie schafft

nicht nur falsche Heldenvorstellung; sie lähmt nicht nur den Anbeter, selbst ein Held zu werden; sie ist nicht nur allzu billig zufriedengestellt. Sondern sie ist auch höchst unzuverlässig. Sie versagt sich letzten Endes jedem Heldentum, weil es ihre verkappte Religion nicht verwirklichen kann und weil sie dazu gelangt, den Wundertäter über den Helden zu stellen. Daher kommt es, daß der Verbrauch an politischen Wundertätern in den letzten Jahren noch stärker gewesen ist, als der an parlamentarischen Ministern.

Natürlich gehen diese ganzen Strömungen auf eine Quelle zurück: auf die Anschauung, daß die großen Menschen von dieser Welt eben nicht Menschen, sondern Übermenschen seien. Das Wesen des Übermenschen, wie Nietzsche ihn definiert, besteht darin, möglichst viel von sich fernzuhalten, möglichst sich nicht berühren zu lassen. Der Übermensch ist schon durch diesen einen Zug das Gegenteil von Genie und alles, was in den großen Tatenmenschen an den Übermenschen erinnern könnte, ist eher Schwäche, ein Nichtfertigwerden, ein Sich-in-Eisigkeit verbannen, das sich selbst nicht traut. Während es das Wesen des Genius ist, alles an sich herankommen zu lassen, mit allem fertig zu werden, nichts abzulehnen, großartig und unbefangen zu bleiben.

Wir brauchen hier nicht zu untersuchen, wer länger dauert, der geistige Schöpfer oder der Tatenmensch. Denn die Größten scheinen auch darin allumfassend gewesen zu sein, daß sie es verstanden haben, beides zu sein. Es ist ganz falsch, zu sagen, daß Goethes Gedichte noch dauern werden, wenn die letzte Schöpfung Bismarckischer Staatskunst verschwunden sein wird. Gerechterweise muß man sagen, daß, selbst wenn Bismarcks ganzes Werk verschwunden, ja, selbst wenn ein späteres Geschlecht seine gesamte Staatskunst als schweren Irrtum ansehen sollte, daß dann vielleicht die Liebesbriefe dieses Mannes noch in unvergänglichem Glanze strahlen werden. Umgekehrt haben uns Dutzende von Biographien schon belehrt, daß der Besitz von Goethes Werken vielleicht so wichtig nicht sei, als seine einzigartige Gestalt, sein Schreiben, in dem manches taub ist, nicht

so wertvoll wie sein Tun. Der nutzlose Prioritätenstreit zwischen geistigem Schöpfer und Tatenmenschen, der einen guten Teil der Lebensphilosophie ausmacht, bleibt unter der Wirklichkeit und was mehr ist: wenn er dem Tatenmenschen die Überlegenheit zusprechen will, verkleinert er im selben Augenblick sein Idol und bringt es herab auf die Stufe des Besessenen.

Ganz mit Unrecht. Denn wo ein Wille ist, da ist noch lange kein Weg. Erst wo der Tatenmensch einen Weg sieht, wird sein Wille von Wert. Das Parlament der Paulskirche hatte sehr viele ausgezeichnete Männer; sie waren alle einig darüber, daß sie Deutschland einigen wollten und manche von ihnen waren durchaus nicht energieloser, sondern viel energischer als Bismarck. Sie waren bereit, nicht nur 24 Stunden am Tag für die Einigung Deutschlands zu arbeiten, sondern sie marschierten auch dafür in die Kasematten und vors Standgericht. Aber Bismarck, der Spätaufsteher und Bummler, sah einen Weg, den sie nicht sahen, oder vor dessen Betreten sie zurückscheuten. Bismarck sah ihn und betrat ihn.

Was befähigte ihn dazu? Ganz einfach sein Genie, das nicht weiter erklärbar ist. Natürlich. Aber das Wesen dieses Genies ist eben, daß es keinen Zug des Nietzscheschen Übermenschentums in sich gehabt hat — Nietzsche, in diesem Punkte folgerichtig, hat denn auch Bismarck durchaus gering geschätzt — und daß Bismarck nie den Versuch gemacht hat, einer zu werden. Hätte er ihn gemacht, hätte er durch tatsächliche übermenschliche Anstrengungen zum Ziel gelangen wollen, dann wären wahrscheinlich Sandhaufen, Kasematte oder bestenfalls Auswanderung in die Vereinigten Staaten sein Ende gewesen. Er tat gerade das Entgegengesetzte von Willenskult; er las Shakespeare und hatte seine herzlich unbedeutende Frau sehr lieb. Die Hilfen, die aus dieser Pflege der Phantasie und des Gemütes seiner praktischen Politik gekommen sind, sind im einzelnen nicht abzuschätzen. Aber sie bewahrte ihn vor der Gefahr jedes großen Menschen, zum Übermenschen zu werden und seinen Willen in sich wie einen Wolf rasen zu lassen. Allein die Tatsache, daß er sich gegen die Welt nicht, wie ein

Übermensch, sperrte, gab ihm die Möglichkeit, sein Land zu beherrschen. Der Wille versteht sich für den Tatmenschen von selbst wie für jeden großen Menschen; sein Ziel liefert ihm den Willen; was er braucht, ist gerade das Entgegengesetzte: Phantasie und Gemüt, um der Welt wirklich gewachsen zu sein. Der Wille bricht einmal; nur die ganze Persönlichkeit, die aus allen Quellen genährt ist, findet immer noch Aushilfen.

Man wird vielleicht einwenden, daß die Gleichung Übermensch gleich Willensmenschen zu eng sei, daß der Übermensch noch durch anderes ausgezeichnet werde, etwa durch die unbedingte Liebe zum eigenen Schicksal, durch das unbedingte Wagen und Sich-selbst-vertrauen, komme, was kommen mag: durch die amor fati. Sein Leben auf jede Gefahr leben, das scheint das Auszeichnende des großen Menschen.

Die amor fati, die Liebe zum eigenen Schicksal, wird dann zur verkappten Religion. Sie steht der echten so nahe, daß diese am häufigsten von allen ihren Geschwistern mit der echten verwechselt wird. Dennoch handelt es sich nur um eine Verwechslung. Echte Religion sagt: Drüben wird es unwichtig sein, ob du auf dieser Erde arm oder reich, glücklich oder unglücklich lebst, wenn du nicht gegen Gott und dich selbst lebst. Verkappte Religion sagt: Wie ich leben werde, weiß ich noch nicht. Aber ich werde mein Leben lieben, wie es auch kommt.

Und hier nimmt nun die Heldenanbetung die gefährlichste Form an. Hier wird sie ganz zur verkappten Religion, zur Selbstanbetung. Hier schlägt, wie so oft in den verkappten Religionen, der Willenskult und die Anbetung des Übermenschen, aus denen die amor fati stammt, in ihr eigenes Gegenteil um: in den Verzicht auf jeden Willen.

Wie in allen verkappten Religionen wird hier etwas Bewußtes an Stelle des Unbewußten gesetzt. Alle großen Menschen haben eine mächtige Hand über sich gefühlt. Aber wann? Gerade dann, wenn sie Dingen gegenüberstanden, gegen die jeder Wille machtlos war. Bismarck hat dieses Gefühl einmal so stark gehabt, daß es seiner Umgebung auffiel: nachdem, wider alle Wahrscheinlichkeit, die Kugeln des Attentäters an

ihm vorbeigegangen waren. Gesprochen hat er nicht darüber.

Der Mann der amor fati unterscheidet sich in zwei Punkten: er macht dieses Vertrauen auf höhere Fügung zum beherrschenden Lebensgefühl. Er bemüht sich, es alle Tage zu haben. Und er spricht darüber; er baut geradezu darauf sein Leben auf. Mit anderen Worten: er wälzt aus Furcht vor dem Leben von vornherein durch ein System die Verantwortung für sein Leben von sich ab und faßt statt dessen den festen Entschluß — hier liegt die Verwandtschaft mit dem Willenskult — sein Leben und sich für jeden Fall anbetungswürdig zu finden.

Meine Landsleute haben ein Sprichwort: wat kümmt dat gelt, was kommt das gilt. Aber sie sagen es wie Bismarck, einigermaßen resigniert und humorvoll; in dem religiösen Gefühl, daß der Mensch letzten Endes ein ohnmächtiges Wesen ist. Der Mann der amor fati sagt ganz das selbe; aber voll ungeheuren und unbekehrbaren Stolzes. Er, der voll ungeheuren Selbstvertrauens und Hochmuts ist, hat sich doch vorsichtigerweise eine Versicherungspolice für sein Leben ausgestellt. Größer, aber zutreffender gesagt: er hat eine Methode gefunden, sich selbst rücksichtslos zu belügen, gerade in den Fällen, wo sein Wille, der sein Leben anders führen sollte, versagte.

Natürlich gibt es den bloßen Willensmenschen. Es ist der Yogi, der monatelang hungern, auf einem Nagelbrett schlafen, sich das Gesicht mit Dolchen verzierern und sich lebendig begraben lassen kann. Auch er findet heute Bewunderung und Graf Keyserlings Schule der Weisheit versucht neben anderen Dingen auch eine Schule des Yogitums zu sein. Aber wenn es noch eines Beweises für die Wertlosigkeit des bloßen, losgelösten Willens bedarf, der Yogi liefert ihn, klarer vielleicht als alle bisher betrachteten Beispiele. Natürlich wäre es für jeden von uns wertvoll, wenn er einen so disziplinierten Willen hätte, wenn er so wenig empfindlich wäre. Aber der Yogi erkaufte diesen Willen — durch was? Durch Verzicht. Sein Wille triumphiert, triumphiert in ungeheuerstem Maß über sich selbst. Und im selben Augenblick kann er ihn nicht mehr anwenden.

Er stirbt für die Welt ab, muß dafür absterben. Sein Wille hat kein Objekt und kein Ziel mehr.

Wenn noch bezweifelt werden konnte, ob der Übermensch und das Genie Gegensätze sind: daß Genie und Yogi Gegensätze sind, kann nicht bezweifelt werden. Das Genie nimmt die ganze Welt in sich auf; der Yogi sperrt sie ganz aus sich aus. Aber noch tiefer: Der Yogi, der Willenstriumphant, ist der Mann, der einiges kann, was wir nicht können, und dafür das nicht mehr, was wir alle können. Das Genie ist der Mann, der nur das kann, was wir alle auch können, der nur die Mittel verwendet, die wir alle auch verwenden könnten, aber das auch in einem ungeheuren Ausmaß. Der große Dichter hat kaum neue Formen und Gattungen erfunden; Shakespeare hat beinahe alle seine Dramen gestohlen; aber er hat im Gewöhnlichsten ganz Ungewöhnliches gesehen und gegeben. Es sind die kleinen Dichter, die Yogis, die sich darauf einlassen, neue Dinge auszubrüten, die sich hinter die Welt flüchten, weil sie die Welt nicht zu meistern vermögen. Das Genie macht alle Dinge besser und größer. Nur der Yogi läßt sich darauf ein, neue Dinge zu machen, weil sein Wille zu schwach ist, die alten besser zu machen.

IX Im Barte

Im engsten Zusammenhang mit der verkappten Religion des Willens stehen die der Rassezüchtung. Die einen kommen nicht ohne die anderen vor. Dem Glauben an den Tatmenschen tritt fast überall sein eigener Gegensatz, der Glaube an die Rasse und ihre grundlegende Lebensbedeutung, zur Seite.

Natürlich ist die Tatsache, von der dieser Glaube ausgeht, ganz unbestreitbar: über die Möglichkeiten, die mir bei meiner Geburt mitgegeben worden sind, kann ich nicht hinaus. Jeder Wille in uns hat seine körperlichen und geistigen Grenzen.

Aber das meint der Glaube an die Rasse nicht. Er sucht vielmehr etwas Positives, schafft ein Wunschbild. Der deutsche Rasseforscher will nicht etwa sagen, was ganz richtig wäre, daß wir Deutschen nicht das können, was die Romanen können, weil wir eben Deutsche sind, und daß die Romanen nicht das können, was wir können. Er will gerade umgekehrt zeigen, daß wir auch das können, was die Romanen können, und noch etwas dazu. Praktisch erweist sich beim Einzelnen und in der Ausdehnung auf sein Volk oder seinen Stamm der Glaube an Rasse als verkappte Religion; als das Mittel nämlich, alle Vorzüge und Möglichkeiten sich selber zuzuschreiben, nicht auf Grund von Leistungen, sondern auf Grund einer von vornherein vorhandenen Überzeugung, denen wirkliche Leistungen nur als Stütze dienen.

Man braucht nicht von den einzelnen Widersprüchen zu reden, an denen die Rasselehre so unendlich reich ist, kann sich auch den Nachweis schenken, daß alle ihre Grundbegriffe — Stammbezeichnungen und Zuteilungen usw. — je nach dem Spezialglauben des einzelnen Forschers schwanken. Denn selbst in der Katheder-Philosophie schwanken ja die Definitionen erheblich. Die Gefahr einer leichtsinnigen Subsumtion besteht bei allen verkappten Religionen und ist nur eine Folge ihrer Monomanie.

Hingegen kann es vielleicht nützlich sein, der Stellung der

Intuition einige Worte zu widmen. Gerade die Gläubigen der Rasse geben ganz offen zu, daß ihre Ergebnisse vorher feststehen, aus der Intuition entsprungen seien. Das sei, sagen sie, ihre Stärke gegenüber der zerlegenden offiziellen Wissenschaft, die zu keiner Synthesis komme. Es sei geradezu das Kennzeichen des bedeutenden Forschers, daß seine Ergebnisse vorher durch Ahnung und Schau feststünden; alle Ergebnisse, die ein Mensch aussprechen könne, seien durch sein Blut, durch seine Rasse von vornherein gegeben.

Daß man nichts erreichen wird, wenn man nicht von vornherein weiß, worauf man zugeht, leuchtet ein. Selbst in der Mathematik, der abstraktesten Verstandeswissenschaft, noch bietet Fermat, der seine Beweise verlor, ohne daß deshalb die Richtigkeit seiner Sätze angezweifelt werden könnte, einen Hinweis darauf, daß auch dort der Schaffensprozeß mit Ahnung, nicht mit einer ziellos einsetzenden Verstandesoperation beginnt.

Fermat verlor seine Beweise. Aber das Übel bei Chamberlain und noch mehr bei anderen Begründern des Rasseglaubens ist, nicht, daß sie den Beweis verloren, sondern daß sie ihn überhaupt nicht erst gefunden haben. Gerade weil die Intuition das Ursprüngliche ist, ist die Analyse so ungeheuer wertvoll und wichtig. Es ist gar keine Kunst, Felsblöcke zu sehen; jedermann sieht sie; aber wie bewegen wir sie, wenn nicht durch Zerlegung? Was sich Rasseforschung nennt, tritt mit der ganzen Zuchtlosigkeit einer Schundliteratur auf, die sich für Dichtung hält. Sie hat ganz recht damit, daß unsere Geburt, unsere Rasse ein Geheimnis sei. Aber wozu sind wir aus dem Geheimnis auf die Welt gekommen, wenn wir hier in Geheimniskrämerei weiterwursteln können? Eine kurze Spanne Zeit ist uns zugemessen und was ist ihr Sinn, wenn nicht das Streben nach Klarheit?

Immerhin könnte die Haltung, das Blut zu bejahen, den Geist zu verneinen, noch konsequent sein. Merkwürdigerweise aber widerspricht die Methode vollkommen der Absicht. Aus Sehnsucht nach dem Blut, dem Unerklärlichen, gelangt der Rasseforscher, soweit er ein Hinterweltler ist, zu einem System

der Zeichendeutung, das an Rationalismus kaum übertroffen werden kann. Nichts, aber auch gar nichts, bleibt von einer verstandesmäßigen Deutung verschont und aus der Neigung zum Großen und Allgemeinen gelangt der Rasseforscher zu einer Kleinlichkeit, die schwerlich von irgend jemand anders aufgebracht wird. An Stelle des einen großen Geheimnisses, das jeder von uns als solches anerkennt, treten je nach dem Spezialrausch des einzelnen Forschers unendlich viele kleine Rätsel, an denen er seinen Witz übt.

Dieser Einwand gilt nur der äußeren Methode. Ganz derselbe Widerspruch zwischen Absicht und Erreichtem tritt jedoch auf, wenn wir die Sache von innen ansehen.

Um bei der deutschen Rasseforschung zu bleiben (denn während sonst die verkappten Religionen heute ziemlich international sind, ist der Glaube an die Rasse und seine rationalistische Zeichendeuterei leider hauptsächlich eine deutsche Krankheit), so ist es ganz klar, daß die populäre Vorstellung von den „alten Germanen“, die durch Wagner neu gefestigt worden ist, mannigfacher Korrekturen bedarf. Die populäre Vorstellung vom alten germanischen Recken gipfelt ungefähr in der des Wagnersängers mit viel Haar im Gesicht, einer funkelnden Brünne und einem ungeheueren Vorrat an ausströmenden heroischen Gefühlen. Tacitus tut noch die Keuschheit hinzu.

Die Quellen außer Tacitus, der mehr einen Sittenspiegel für seine Römer als eine deutsche Völkerkunde im Auge hatte, wissen es anders. Man braucht nur einen flüchtigen Blick in die Spruchweisheit der Edda zu werfen und man wird den Verdacht nicht los, daß die alten Germanen beträchtlich hinter der Darstellung unserer ehemaligen Hoftheater zurückbleiben. Vom Kampf heißt es da nicht etwa nur: Sei tapfer; kehre dem Gegner nie den Rücken; wehre dich bis zum Tode; sondern auch: Kämpfe möglichst so, daß der Gegner die Sonne im Gesicht hat. Von der Liebe heißt es nicht: Sei keusch und züchtig; rede nur lyrisch mit ihr; sondern ganz handfest: erstens sind wir Männer alle Windhunde, aber mit Schwatzen bekommen wir schon herum; wenn das nicht geht, dann lobe ihre

Figur; und wenn du sie zur Lust verlocken willst, dann versprich ihr schöne Geschenke; ganz honett — der einzige Anklang an Tacitus — wird hinzugefügt: gib sie ihr aber auch, denn du kannst einen solchen Genuß nie teuer genug bezahlen. Die ganze Spruchweisheit ist durchzogen mit Warnungen. Und wenn man aus ihr schließen darf, so scheinen ihre Verfasser, statt Wagnersänger, ganz gründlich welterfahrene Skeptiker gewesen zu sein, die gar keine Scheu hatten, „auszusprechen, was ist“. Vor allem aber scheidet sie vom Wagnersänger, wie vom Rasseforscher, das, daß sie weit davon entfernt sind, sich selbst für vollkommen zu halten. Sie sind Weltleute, ganz umgänglich. Der Bart fehlt; oder ist doch mindestens nicht nach innen gewachsen.

Hier könnte eine recht dankenswerte Aufgabe der Rasseforschung liegen, eine Aufgabe sogar von praktischer Bedeutung. Denn das Urteil über die Deutschen ist mitbestimmt von dem Urteil über die alten deutschen Recken im Barte. (Insofern ist sogar Wagner, der der deutschen Musik zu einem neuen Siegeszug über die Welt verhalf, für uns einigermaßen von Schaden gewesen.) Die Entbartung der alten Germanen ist wissenschaftlich und ästhetisch, ja vielleicht sogar für unser eigenes Lebensgefühl nicht ganz unwichtig.

Ein Teil der Rasseforschung gibt denn auch vor, diesem Ziel zu dienen, und ein anderer, allerdings sehr schmaler Teil, dient ihr wirklich. Der letztere überwindet die verkappte Religion und wird nüchterne Wissenschaft, wie jede andere, ohne Gefühlsbetonung und deshalb von wirklichem Wert für unser Gefühl gegenüber unserer ältesten Vergangenheit. Weit aus die Mehrzahl der Rassegläubigen aber tut genau das Umgekehrte. Wenn sie wirklich den alten Germanen von seinem Rauschbart befreien, lassen sie ihm dafür die Weltesche Iggdrasil aus dem Nabel hervorwachsen. Hier verschwistert sich die Rasseforschung mit den offen angezeigten Versuchen, wie im Wotanismus und in der Theosophie, Religion durch neue zu ersetzen: Versuchen, die im Schlußabschnitt des Buches untersucht werden sollen.

Bleiben wir vorläufig bei dem Rasseglauben im engeren Sinn, so ist festzustellen, daß er in allem und jedem genau das Gegenteil von dem erreicht, wovon er ausgeht. Er möchte seinem Volke den Stolz auf Blut und Abstammung beibringen und würde, wenn er jemals sich durchsetzen könnte, gerade das Gegenteil erreicht haben. Er ist geradezu grotesk deterministisch und die strengste Gleichheits- und Gebundenheitslehre, die je aufgetaucht ist. Selbst Calvin behauptete doch nur, daß der Mensch zur Seligkeit oder zur Verdammnis prädestiniert sei. Die Rasselehre behauptet, daß er in allem, hier und drüben determiniert sei. Sie kennt keine Erlösung, auch wenn sie noch so eifrig mit dem Erlösungsmotiv spielt, und kein Erbarmen.

Dieses Welt- und Menschebild könnte, wie das calvinistische, von starrer Großartigkeit sein, wenn nicht die Gläubigen der Rasse uns fortwährend herzhafte ermunterten, uns unserer Rasse zu freuen und auf sie stolz zu sein. Aber wie kann ich über irgend etwas stolz und in irgend etwas demütig sein, wenn ich nur das Produkt meiner Rasse bin? Wie kann ich von einem Menschen etwas lernen oder ihn etwas lehren, wenn die Rasse über unsere Möglichkeiten bereits entschieden hat?

Ibsens „Gespenster“ gelten mit Recht als veraltet; aber sie zeigen deutlich, wo die verkappte Religion der Rasse hingehört: nicht zu einem neuen Idealismus, sondern zu dem alten Naturalismus. Nur daß Ibsen viel klarer war. Denn er erkannte, daß Rasse immer eine Angelegenheit der Familie ist, niemals soweit die Unterscheidung praktisch brauchbar bleibt, eine Angelegenheit größerer Verbände. Man kann, so unzureichend immer die Ableitung sein mag, Oswald Alving als Abkömmling des Kammerherren zur Not begreifen; aber wer behauptet, daß er sich als Arier begreifen könne, der verfügt über beträchtliche konstruktive Fähigkeiten: er belügt entweder sich oder die anderen. Natürlich kann ich mich als Gegensatz zu einem — von mir erst konstruierten! — Juden zur Not verstehen; aber zweifellos kann ich mich weit natürlicher und klarer als Gegensatz zu meinem besten Freunde oder zu meinem Vater verstehen.

Aber, so wird man einwenden, wenn Rasse eine Angelegen-

heit der Familie und der Persönlichkeit ist, wie können wir uns dann als Deutsche begreifen? Und da kommen wir auf den noch schwereren Einwand gegen den Rasseglauben, seine Ausschließlichkeit. Hier wird die Monomanie tatsächlich Frevel am Leben: weil sie zum Leben in besonders naher Beziehung zu stehen und es besonders gründlich zu deuten behauptet. Der Rasseglaube verachtet tatsächlich alle anderen Beziehungen und Gebundenheiten, die ganze Irrationalität des Daseins (von der er doch ausging und die das Leben doch erst lebenswert macht) zugunsten dieses einen Faktors, der Rasse. Er möchte das Leben weiter, heller, strahlender machen: aber er macht es eng und dunkel.

Ich kann mich, um darauf zurückzukommen, als Deutscher vollkommen begreifen. Daß ich der Rasse nach Deutscher bin, mag dabei Voraussetzung sein. Obgleich sicher viel mehr entscheidend für meine Art ist, daß ich Niederdeutscher bin. (Bezeichnend übrigens, daß man, wenn man von Rasse spricht, mit ich sprechen muß!) Das verhältnismäßig leichte und vollkommene Verstehen meiner Volkszugehörigkeit rührt daher, daß mich außer der Rasse noch Hunderte von anderen Banden an die Heimat knüpfen: Sprache, Brauch, Familie, Freunde, Jugendeindrücke, Kunst, Beruf, das ganze Auf und Ab des täglichen Lebens — aus denen jeder einzelne Bestandteil zu überwinden und zu ersetzen sein mag, die aber in ihrer Gesamtheit ein vollkommen unzerreißbares, weil völlig irrationales Band sind. Der Rassegläubige, auch wenn er alle diese Dinge ausführlich berücksichtigt, verwechselt doch fortwährend die aller-elementarste Ursache, die Geburt, mit den allerwunderbarsten Folgen, dem Leben. Er gleicht einem Physiologen, der beim Samen und beim Ei stehen bleibt, vor lauter Bewunderung nicht weiterkommt und hartnäckig spricht: hic homo. Daß nicht Same und Ei, sondern der Mensch, nicht die Rasse, sondern die Geschichte das Wunderbare und Entscheidende ist, will er nicht sehen. Er zieht es vor, die Geschichte zu kastrieren. So gelingt es ihm, durch längeres mystagogisches Training alles aus einem Punkte zu erklären. Er schafft sich ein Weltbild, das trotz aller

irren Phantastik im einzelnen an Einförmigkeit vom Monismus nicht überboten wird; und das immer wieder zerstört wird durch den elementaren Widerspruch zwischen der Forderung eines freien, freudigen Stolzes auf der einen und eines kleinlichen Determinismus auf der andern Seite.

Aber es ist unrecht, dem Rasseglauben nur den Vorwurf der Phantastik zu machen. Er hat ja auch eine andere sehr praktische Seite. Neben dem Versuch, die ganze Weltgeschichte aus der Rasse zu erklären, steht ja der andere Versuch, Rassemenschen zu züchten, neben der Historie die Biologie.

Wir brauchen uns bei ihr nicht lange aufzuhalten. Es ist klar, daß sie den Rassemenschen vor lauter Bewunderung auf die Stufe des Schafes hinunterdrückt.

Wir können Tierrassen veredeln. Was heißt das? Wir können an ihnen ganz bestimmte Eigenschaften stärker entwickeln, als sie im gewöhnlichen Exemplar vorhanden sind. Wir können eine Schafrasse ziehen, die mehr und mehr Wolle gibt, und eine andere, die mehr und mehr Fleisch gibt. Wir können es soweit bringen, daß das eine Schaf beinahe nur noch aus Wolle und das andere beinahe nur noch aus Fleisch besteht. Wir können Pferde auf Schnelligkeit züchten oder auf Kraft.

Es spricht gar nichts dagegen, daß diese Kunst nicht auf Menschen zu übertragen wäre; daß nicht ein Kannibalenstamm sich ungemein fette Gefangene großziehen könnte oder daß ein neuer Friedrich Wilhelm I. seine Riesengarde nicht durch Presung, sondern durch Paarung sich herstellt. In Mecklenburg soll es vorgekommen sein, daß sich die Landesfürsten Schnellläufer zogen.

Ja, wir können voraussichtlich sogar mehr tun. Wie wir durch Kreuzung das Arbeitspferd züchten, das weder besondere Kraft noch besondere Schnelligkeit, sondern beides nur in dem genügenden, soliden Maß besitzt, so könnten wir auch ein solides, gesundes menschliches Arbeitstier ohne viel Bedürfnisse züchten. In allerneuester Zeit wird ja die Sklaverei gerade von den Hinterweltlern der Rasse wieder biologisch begründet und sittlich gerechtfertigt. Daß das Verfahren nicht gerade menschlich

ist, daß die Arbeitstiere erst in dem Augenblick zu Menschen und zu Rassemenschen würden, wo sie ihren Züchtern den Kopf vor die Füße legen, darauf werden wir später noch zurückkommen. Vorläufig genügt es, im rein biologischen Bereich zu bleiben.

Und da sehen wir, daß die Rassezüchtung auch beim Menschen alle möglichen und noch mehr unmöglichen Spielarten ergeben könnte; bloß eine nicht, den Menschen, der sich in irgend etwas auszeichnet, das über das engste Körperliche hinausgeht. Es ist schon nicht ganz richtig, daß Friedrich Wilhelm I. seine langen Kerls allein durch Paarung hätte erzielen können. Sie wurden nicht nur gezeugt, sondern auch durch Drill erzogen. Nicht einmal ganz mechanische Fähigkeiten lassen sich nach dem einfachen Rezept der Rasse-Biologie schaffen. Schon bei alten Akrobatenfamilien wird die Erziehung, das Training, ebenso wichtig wie die von den Vorfahren ererbte Anlage und bei alten Aristokratenfamilien ist sogar die Erziehung, das Training, das einzig Wichtige und Auszeichnende: weder mit den körperlichen noch mit den geistigen Kräften ist es am Schluß eines langen, reinen Stammbaumes weit her. Je höher hinauf wir gehen, je mehr wir nicht engbegrenzte Spezialfähigkeiten des Körpers, sondern den Vollmenschen verlangen, desto mehr Faktoren treten hinzu. Schon für den ganz simplen Durchschnittsmenschen genügt es nicht mehr, daß Vater und Mutter von guter Art sind; das ist nur die Voraussetzung: Erziehung, Beispiel der Eltern, Umwelt, machen erst den Menschen.

Aber vielleicht schränken die Rassebiologen ihre Behauptung darauf ein, daß Vater und Mutter eben von guter Art sein müßten, sonst bleibe Beispiel, Erziehung, Umwelt wirkungslos. Nur bleibt es zweifelhaft, was unter diesem „von guter Art“ zu verstehen ist. Erkenntnis der guten Art ist posthum. Wenn Eltern eine Nachkommenschaft haben, aus der etwas wird, so werden wir schließen, daß beide von guter Art gewesen sein müssen. Die crux ist nur, daß wir es vorher nicht erkennen können. Ein Pommerscher Landjunker, einer aus dem Dutzend, der sich für nicht viel mehr als für Rotspon und Gäule inter-

essiert, heiratet eine Berliner Beamtentochter, ein nervöses, kühles, spitziges Ding, noch dazu von bürgerlicher Abkunft, für Rasseinheit keine Gewähr bietend, nicht ganz gut passend in die Lebensverhältnisse und den Menschenkreis, in den sie eintritt, von — wie damalige Rassebiologen sicher hätten konstatieren müssen — etwas blassem, verdünnten Blut — und dieser *mésalliance*, dieser offenbaren, die rassebiologischen Gesetze gar nicht beachtenden amurösen Unüberlegtheit des adeligen Landjunkers verdankt sein Dasein Otto von Bismarck.

Die Rassegläubigen haben ganz recht darin, daß die Stimme des Blutes ungemein wichtig ist. Ihr Unrecht besteht bloß darin, daß sie sie nicht hören wollen. Denn sie spricht aus jedem von uns. Sie ist keine aristokratische, sondern eine demokratische Eigenschaft. Keine Weisheit und Vorsicht, sondern Torheit und Kühnheit. Wir nennen sie Liebe. Und ihr Wesen ist, alle Rezepte gründlich zu verachten, sie ist Welt, nicht Hinterwelt.

Gerade deshalb, wird man mir sagen, können die Rezepte des Blutes gegen die Stimme des Blutes nicht ankommen. Der verdrehte Versuch, aus Liebe zum Blut das Blut zu intellektualisieren, wird immer erfolglos bleiben. Du bemühst dich um einen Gegenbeweis, der bei der Ungleichartigkeit der Kräfte gerade auf diesem Felde nicht nottut. Auch mir liegt wenig daran, Rassephantastik und Rassebiologie aus der Welt zu schaffen. Nur ist gerade an ihnen der eine Zug besonders deutlich zu sehen, der viele verkappten Religionen bezeichnet: daß sie nämlich die Intuition an eine Chiffre binden, das Geheimnis glatt verständlich machen, der wilden, weiten Welt mit einem Rezept zu Leibe gehen möchten — und das alles, indem sie sich auf das Geheimnis, die Intuition, das Blut, die wilde weite Welt berufen. Jede verkappte Religion wirkt ihre eigenen Ausgangssätze ins Gegenteil um.

Außerdem gibt es eine mildere, man möchte sagen gebildet gewordene Form des Rasseglaubens, die von sehr vielen Leuten arglos angenommen wird, welche den Rassegläubigen im engeren Sinn fromm das Kreuz schlagen würden. Die mildere Dosis nennt sich organische Entwicklung. Das Verhältnis beider An-

schauungen ist ganz ähnlich wie das zwischen Übermenschen und amor fati. Amor fati und organische Entwicklung wissen den äußeren Schein der verkappten Religion weislich zu meiden.

Die Erkenntnis der organischen Entwicklung ist nicht nur, wie die der guten Art, immer posthum; sie wird sogar glattweg unterschoben. Nirgends ist das biologische Bild gefährlicher als in der Anwendung auf die Geschichte und um je größere Komplexe es sich handelt, um so sinnloser wird es. Im Staatenleben der Völker hieße organisch sich entwickeln wollen so viel wie auf Politik verzichten, denn die Natur schafft absichtslos: organisch ist nur ein anderes Wort für zweckfrei. Mag der Mensch immerhin sich denken, er habe sich organisch aus dem Affen entwickelt, der Affe seinerseits wird kaum, trotzdem das Resultat für ihn doch nicht ganz entmutigend wäre, die Anschauung vertreten, er habe organisch, aus sich heraus, den Menschen entwickelt. Er dürfte vielmehr diesen, der ihm voll Absicht und Tücke mit Pulver oder Käfig zu Leibe geht, als scheußlichen Revolutionär und Anarchisten empfinden.

Ein anderes Beispiel: noch vor einer, geschichtlich gedacht, nichtigen Zeitspanne, empfanden wir bei aller Kritik im einzelnen Bismarcks Werk als durchaus organisch. In der geschichtlichen Entwicklung lange vor Bismarcks Auftreten, ja vor seiner Geburt, meinten wir die Triebe zu spüren, die schließlich den Bismarckschen Staat hervorbringen mußten, wie ein Baum die Frucht, eine Blume ihre Blüte. Das war, nachdem Bismarck sein Werk getan hatte. Er selbst hingegen bestätigt, daß, als das Reich endlich fertig war, niemand damit zufrieden sein wollte, da man es durchaus nicht als organisch und lebendig, sondern als politisch und künstlich empfand. In unserer Generation war vor dem Krieg dieses Gefühl verschwunden; wir hielten das Reich für organisch, bis in einem bestimmten Stadium des Krieges und zwar durchaus nicht nur auf Zureden der Gegner, sondern „organisch“, von innen heraus, der Gegensatz zwischen deutscher Weite und preußischer Straffheit, zwischen Weimar und Potsdam als lastend, Bismarcks Werk als unorganisch, längst nicht alle Möglichkeiten umfassend, em-

pfunden wurde. Constantin Frantz und Friedrich Wilhelm Förster schienen damals über Bismarck zu siegen. Dann kam die Revolution und ihre Politik versuchte, straffer zusammenzufassen, als Bismarck es getan oder vermocht hätte — und schon empfanden wir nach dem Gesetz des Widerspruchs Bismarcks Werk von neuem als das organische. Das sind nicht weniger als vier umschlagende Meinungen in etwas über fünfzig Jahren auf einem Gebiet, wo jeder von uns noch lebendig mitempfindet: und sie genügen jedenfalls vollauf, um den Unterschied zwischen Politik, die immer etwas Gewolltes, dadurch Sprunghaftes ist, und organischer Entwicklung, zwischen absichtsvoller Staatskunst und absichtslosem Naturschaffen darzutun. Wenn wir gefragt werden, sei es als einzelne, sei es als Volk: wohin geht eure organische Entwicklung? so werden wir ehrlicherweise dem Frager nur antworten können: Wir wollen das und das. Im übrigen: warte 100 Jahre! Nein, warte 500 Jahre! Nein, warte, bis der letzte von uns gestorben und bis die letzte Wirkung des letzten von uns ausgetilgt ist! Volks- und Menschengeschichte ist kein Fünfkaker und nur Neger- und Indianerstämme haben noch die glückliche, weil dramatisch-bewegte Tragik wirklichen Untergangs. Große Völker und Kulturen kommen so billig nicht davon: es ist leicht, unterzugehen, aber schwer, Übergang zu finden.

Auch der Glaube an organische Entwicklung, sei er nun optimistisch oder pessimistisch, führt schließlich dazu, dem Weltlauf ein Rezept, eine Chiffre unterzulegen, das religiöse Eingeständnis, daß wir zwar wollen, aber nicht wissen, durch gemilderte und gebildete verkappte Religion zu umgehen.

X

Der Blondenkinkel

Wer heute von Rasse spricht, meint meistens den Juden. Das Anti ist stärker als das Pro; die Ablehnung des Juden viel deutlicher als die Bewunderung für den Rassemenschen und Helden. Ja, aus der Gegnerschaft gegen den Juden erst erwächst überhaupt das positive Wunschbild, nicht umgekehrt. Hier liegt schon der Grund, weshalb der Antisemitismus, auch der sogenannte gereinigte Antisemitismus, immer unschöpferisch sein wird. Denn der schöpferische Mensch beginnt mit einer großen Bejahung; erst aus ihr geht die Verneinung hervor. Die Antisemiten von Beruf machen es umgekehrt.

Der Antisemitismus hat alle Rassephantastik und Rassebiologie an sich gesogen. Es mußte so kommen; denn der Haß gegen den Juden erfüllt alle Ansprüche, die an eine wirksame verkappte Religion gestellt werden. Er ist sehr einfach, durchaus handfest. Die Versprechungen, die er für diese Welt gibt, sind jedem verständlich und doch öffnet er weit alle Türen in eine glanzvolle Hinterwelt. Er vermag an bestimmten und sichtbaren Menschen alle Instinkte, von den niedersten bis zu den edelsten Wunschgebilden, zu befriedigen.

Dabei können wir den Geschäftsantisemitismus von vorn herein ausscheiden. Natürlich ist es unrecht, den gesamten Haß gegen die Juden auf diese Quelle zurückzuführen. Es könnte mit ihm ja gar kein Geschäft gemacht werden, wenn er nicht in weitem Umfange ehrlich wäre, wenn nicht noch die geschäftliche Berechnung durchdrungen wäre von der Überzeugung, ein gutes Werk zu tun und die Welt zu erlösen.

Geheimbündelei, die längst nicht mit allen verkappten Religionen verbunden ist, ist von Antisemitismus untrennbar. Die Antisemiten glauben tatsächlich, ihre Nation zu fördern, indem sie damit anfangen, die Mehrzahl ihres Volkes — durchaus nicht nur die Juden — aus der Volksgemeinschaft oder wenigstens aus der Blüte der Volksgemeinschaft zu verstößen, als die sie selbst sich fühlen. Wenn sie die gesamte Judenschaft der

Welt als eine einzige dunkle Verschwörerbande ansehen, so projizieren sie damit nur die eigene Neigung auf den Gegner.

Die Anschauungen über Juden und Judenhasser sind heute mannigfach gestuft. Der Antisemitismus hat es erreicht, wenigstens in Deutschland, daß jeder sich mit ihm beschäftigen muß.

Da ist zuerst der bedingungslose und grenzenlos gläubige Antisemit. Es macht ihm nicht die geringsten Schwierigkeiten, den Juden gleichzeitig für einen abstößenden Demokraten und einen blutsaugerischen Plutokraten zu halten; er tadelt ihn wegen seiner Vorliebe für orientalischen Pomp und haßt ihn wegen seiner Schäßigkeit. Er ist ihm ein Wesen des plattesten Rationalismus und zugleich der mächtigste aller Geheimbündler in Freimaurerlogen und der goldenen Internationale. Er beschuldigt den Juden zugleich des Ritualmordes und des blutleeren Intellektualismus. Der Jude ist nach seiner Schilderung ein geiziges Geldungeheuer, das doch unsere Kunst durch seine snobistisch hohen Preise verdirbt. Er ist ein krasser Egoist und chloroformiert doch Staat und Gesellschaft durch charitative Einrichtungen. Der Antisemit wirft ihm vor, daß er adeln läßt und verachtet ihn, weil er doch den Juden niemals los wird. Sein Weg geht nach Aussage des Rassephilosophen über Leichen und doch ist er internationaler Pazifist; er wird geschmäht, weil er sich an alles anpaßt und verabscheut, weil er die eigene Art so zäh festhält; der eine Antisemit erklärt ihn einfach nach der Formel: Mammon über alles, und der andere klagt ihn an, weil er den ganzen Apparat unseres geistigen Lebens in Beschlag genommen habe. Der eine hält ihn für einen reißenden Tiger und der andere für ein auf zwei Beinen daherwandelndes Stück Hirn. Nur in einem Punkt sind sie einig, darin, daß der Jude die unbedingte Macht errungen habe. Und so kommt es denn zu dem Paradoxon, daß gerade die besessensten Antisemiten die größten Lobredner des Juden sind. Wirklich: der angesehene Jude braucht sich heute keine berufsmäßigen Schmeichler zu halten; die unbedingten Antisemiten besorgen dieses Geschäft besser, als es der bestbezahlte Hofpoet je gekonnt hat. Denn weiter läßt sich die Schmeichelei doch wohl nicht treiben, als

daß man den Juden als Weltherrn anbetet. Wenn jemals etwa in Mitgliedern der jüdischen Großfinanz das Gefühl wirklich entstanden sein sollte, daß 300 Leute jüdischer Abkunft der Welt ihre Gesetze geben, so ist es sicherlich durch die Antisemiten entstanden.

Die allgemeine Anschauung ist aber heute, daß der Antisemitismus gewaltig übertreibt, daß längst nicht alles aus dem antijüdischen Verbrecherroman wahr sei; daß der Ton rüde und gemein sei; daß man sich als anständiger Mensch dem Antisemitismus fernzuhalten habe. Anders herum: daß der Judenhaf schon berechtigt sei; daß einiges aus dem Kriminalfilm wohl seine Richtigkeit habe; daß der Ton, wenn auch unfein, doch erklärlich sei; daß man zwar nicht „ein solcher“ Antisemit sei, aber doch ein Antisemit.

Diese Antisemiten kommen dann gewöhnlich darauf hinaus, daß es die Aufgabe des Juden sei, uns in unserer gottergebenen Faulheit anzustacheln, uns zum Wettbewerb aufzureizen.

Sie argumentieren etwa: wenn die Juden uns vergewaltigen, wer trägt die Schuld? Der Jude tut, was er muß. Wir auch? Man sagt, er habe mehr Geld. Und Krupp unterstützt Rudolf Herzog; und Löns „Werwolf“ ist von einem jüdischen Kritiker zuerst anerkannt worden; und Hermann Burtes „Wiltfeber“ ging es fast genau so; und Börries von Münchhausen beklagte sich, daß er nur in linksstehenden Blättern Unterstützung fände; und Wilhelm Schäfer hat noch kürzlich sich den ersten Tadel seiner antisemitischen Freunde dadurch zugezogen, daß er die Geistesfeindlichkeit reicher deutscher Familien offen darlegte und die Tatsache feststellte, daß der Jude bei weitem der Aufnahmewilligere sei. Man sagt, der Jude habe mehr Organisationstalent. Und das alte Heer, die alte Flotte, die heutige Industrie? Man verweist auf Berliner Tageblatt und Frankfurter Zeitung. Und Deutsche Zeitung, Deutsche Tageszeitung? Man nennt Reinhardt, Rotter und andere Theatermagnaten. Und die früheren Hoftheater? Man sagt, der Jude sei ohne Ziele und ihm falle es deshalb leichter. Und die bewundernswerte Sicherheit, mit der er seine Ziele durchsetzt?

Wenn, so meinen diese Antisemiten, der Jude wirklich so mächtig und so verderblich sei, wir dagegen die Reinen, die von Natur Überlegenen, diejenigen, denen die Herrschaft von rechts wegen gebührt, so müßten wir es auch beweisen, müßten es eben besser machen als die jetzigen jüdischen Weltherrscher.

Aber einer solchen Argumentation gegenüber, so einleuchtend sie scheint, kann der Antisemit einfach darauf hinweisen, daß er sich eben nicht „verjuden“ wolle. Wenn der Jude heute der Herr der Welt sei, so sei das kein Beweis gegen den Antisemiten. Denn der letztere lege ja keinen Wert auf „Tüchtigkeit“, sondern auf ganz andere Eigenschaften und die edlere Art sei auch immer die verwendbarere.

In der Ablehnung des Bessermachens sind sich sogar die Antisemiten ausnahmsweise mit ihren eigenen Gegnern einig. Ich setze eine Stelle aus Hans W. Fischers „Schädelstätte“ hierher, einem kleinen Buch, das viele dicke Philosophien aufwiegt, und auf dessen Gedanken in späteren Kapiteln noch zurückzugreifen sein wird:

„Der Kaffernselbstschutz der Antisemiten ist ganz und gar überflüssig. Kunst, Bühne, Literatur, Wissenschaft sind nicht verjudet, sondern verkaffert und die Juden, als die besseren Geschäftsleute, sind natürlich geschickter, den geschäftlichen Apparat zu dirigieren. Das meiste, was produziert, erzeugt, gelesen, gekauft wird, ist doch nur Geschäft, Konjunkturerzeugnis. Was aber rein und unbedingt ist, wird, auch bei einwandfreier arischer Herkunft, von den verkafferten Ariern am zähesten abgelehnt. Sie sind es, nicht die Handvoll Juden, an denen die Kleist und Büchner, Nietzsche, Conradi, Sack zugrunde gehen und von denen die Otto Ernste und Presbers leben. Sie sind es, die aus Goethe eine Gipsbüste, aus Schiller ein Nährpräparat für patriotische Säuglinge und aus Nietzsche einen Parteipolitiker in der Westentasche machen, aus den Lebenden aber ein paar mittelmäßige Lieblinge wegen ihrer löblichen treudeutschen Gesinnung eben mit durchfüttern. Sie sind es, die nicht begreifen, daß alle Wahrheit und Größe erbarmungslos ist und sich ebenso gegen den kehrt, der sie kündigt und schafft, wie

gegen den, der sich ihr naht. Sie sind es, die über jeden der geistigen Freiheit verdächtigen deutschen Juden oder Judengenossen rufen, aber selbst keinen wesentlichen Deutschen lesen; denn sie selbst können über das Brett vor ihrem Kopf hinweg Neues gar nicht sehen. Nicht nur Fontane erfuhr das, sondern auch Löns — Löns! — wurde erst wirklich anerkannt, seitdem ein Jude den „Werwolf“ mit dem Respekt begrüßt hatte, der einem großen Werke ziemt. Es ist wahr, daß die Juden den maßgebenden Einfluß an der geistigen Börse haben. Aber die Börse würde auch dann nicht zum Tempel, wenn lauter Arier sie besuchten. Wo das Geld rollt — Tagesruhm ist nur eine andere Form des Geldes — ist stets auch Gestank; und wenn einer hieraus eine Moral ziehen wollte, könnte es doch nicht die sein: „Miete dir einen Stand“, sondern nur die andere: „Gehe nicht auf die Börse!“

Noch weitere Gegner des Antisemitismus äußern sich partiell anerkennend. Sie sagen, daß die Bekämpfung des jüdischen Geschäftsmannes zwar auf egoistischen und unedlen Motiven beruhe; daß aber das Judentum anzugreifen sei wegen des alttestamentlichen Geistes, wie er sich etwa in dem Satz: Auge um Auge, Zahn um Zahn äußert. Die Antisemiten lassen natürlich auch die Bekämpfung des Alten Testaments und den Gegensatz zwischen Altem und Neuem Testament nicht außer Betracht, verwenden sie vielmehr als ein starkes Kampfmittel. Nur haben es die Juden leicht, darauf zu erwidern, daß diese alte Testamentsweisheit mehr gegen sie, als durch sie angewandt werde; in der Gegenwart weniger semitischer, als antisemitischer Besitzstand sei.

Wenn sie dann aber dazu übergehen, ihre „Unschuld“ historisch beweisen zu wollen — es fehlt nicht an Versuchen dieser Art und sie haben etwas lebhaft Rührendes und Berührendes, etwas von dem Ton der Trauersänger an den Wassern Babels —, dann steht man vor einer neuen Schwierigkeit. Die Antisemiten behaupten ja, wie alle Hinterweltler und verkappt Religiösen, daß die ganze Weltgeschichte, wie wir sie gewöhnlich sehen, bewußte jüdische Fälschung sei; und um

diesen Satz zu widerlegen, wird der Jude oder sein Verteidiger immer gedrängt werden, gleichfalls eine Weltgeschichte zu schreiben, welche nichts anderes sein kann, als eine eigentümliche und persönliche Konzeption. Damit ist man aber dann wieder genau so weit wie am Anfang des Streites. Der Antisemit macht von vornherein sein Material grenzenlos und für jeden Punkt, der widerlegt wird, tauchen zwei neue strittige auf; der Streit kommt nie zu Ende. Selbst wenn jemand sich die Mühe machen wollte, jede einzelne Behauptung aktenmäßig zu widerlegen, blieben noch immer die jüdischen Geheimlehren wie die Kabballa. Ein Rabbiner etwa, der auf dem Gebiet Autorität wäre und durch Veröffentlichung der offiziellen Deutung und Bedeutung den antisemitischen Angriffen den Boden entziehen wollte, hätte von vornherein gegen sich, daß er Jude und Rabbiner ist. Die Judenhasser könnten ihm mit Recht zurufen, daß sich ein Angeklagter verteidigt, daß seine Sachdarstellung nicht die richtige sei. Historische Forschung kann in diesem Falle zur Klärung gar nichts tun, sondern sie macht im Gegenteil alles nur noch verwirrer, fördert noch die Elefantiasis.

Nein, noch mehr: die Juden können in dieser Frage nichts tun. Nicht etwa nur, weil sie die Angegriffenen, Angeklagten sind, deren Aussage von vornherein in ihrer Glaubwürdigkeit gemindert scheint sondern weil das wirkliche Problem des Antisemitismus gar nicht zwischen Juden und Nichtjuden liegt. Es liegt in dem Umstand, daß der Antisemitismus über allen berechtigten und unberechtigten Kampf gegen den Juden hinaus längst eine Selbstbefriedigung geworden ist, eine verkappte Religion. Die Judenfrage ist eine Antisemitenfrage.

Das Verdienst, sie als solche zuerst aufgefaßt und bezeichnet zu haben, gebührt Wilhelm Michel und seiner kleinen Streitschrift zur Judenfrage: Verräter am Deutschtum. Michel untersucht den Kern der Sache: nicht, wie sind die Juden, sondern wie sind die Judenhasser beschaffen? „Man beruft sich, indem man sich als übelriechender ‚Coyote‘ benimmt, auf deutsches Wesen, deutschen Geist, deutsches Blut. Man behauptet, echtes

Deutschtum zu bewahren, indem man schäbig ist, wie eine Kellerassel, ordinär wie ein Strizzi, schamlos wie ein Leichenfledderer, betrügerisch wie ein Wechselfälscher. Der Antisemitismus ist ... in erster Linie eine Sache zwischen Deutschen und einer Horde von Verrätern aller edlen, geistigen, ritterlichen Überlieferungen des Deutschtums, die wir als etwas Verehrungswürdiges in uns tragen. Er ist unser aller Entehrung ... Er ist die brennende Schande aller derer, die im Deutschtum ein edles, ausgezeichnetes Werkzeug zur Verwirklichung der Menschheit erblicken ... die frechste Unternehmung gegen das Deutschtum, die jemals ins Werk gesetzt wurde. ... Gegen diesen Ansturm auf das Große und Sonnenhafte in unserem Volkstum uns zur Wehr zu setzen, das gebietet uns die Größe des Übels und die Kostbarkeit des Bedrohten. Wir müssen wohl als Menschen die angegriffenen Juden, als Deutsche aber uns selbst gegen diese zerlumpten Pariahorden verteidigen. ... Uns bestiehlt man, uns beschimpft man, unsere Unterschrift fälscht man, unseren ehrlichen Namen führen Verbrecher, wenn sie auf Raub und Mord ausgehen. ...“

Und Michel vergleicht dann das Deutschtum, wie es sich im Großen und Kleinen geäußert hat, mit dem Deutschtum der Antisemiten.

Bekehren wird er damit keinen Antisemiten. Will es auch gar nicht. Viel wichtiger ist, daß er den Kampf gegen die geistigen Seuchen an dem Punkte einsetzt, an dem wirklich die Erkrankung und Bedrohung des Lebens liegt.

Aber die Antisemiten haben noch einen Einwand. Sie berufen sich nämlich im äußersten Fall auf ganz die gleichen Größen des Deutschtums, auf die sich auch Michel beruft. Jeder Antisemit, sagen sie, sei in der denkbar besten Gesellschaft. Auch Kant, Goethe, Schopenhauer, Wagner, Bismarck (sie setzen hinzu: überhaupt alle großen Leute) seien Antisemiten gewesen.

Daran ist soviel richtig, daß zu bestimmten Zeiten ihres Lebens manche unserer Größten an der abweichenden und nicht als freundlich empfundenen Art des Juden die eigene Art klarer

empfunden haben. Was haben sie darauf getan? Ihr Werk ... in dem die Abneigung gegen den Juden nicht einmal einen irgendwie bedeutsamen Nebenzug ausmacht. Den Antisemiten aber gilt schon ihr Judenhafß, ihre verkappte Religion, als genügendes Werk und sie würden Goethes sämtliche Werke gern für das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern hergeben.

Daß der Antisemitismus nicht eine politische Bewegung mit Übertreibungen und mit verkehrtem Ziel, sondern tatsächlich eine verkappte Religion ist, geht schon daraus hervor, daß fast jeder seiner Anhänger verschiedene und meist recht unklare Antworten auf die Frage gibt, was denn eigentlich nach antisemitischem Rezept mit den Juden geschehen solle. Bis zu der grimmigen, aber jedenfalls klaren Weisheit des Patriarchen: tut nichts, der Jude wird verbrannt, wagen sich nur wenige vor, sicherlich nicht, weil sie vor der Roheit des Progroms zurückschrecken, sondern weil ihnen im Grunde weniger am Juden als am leicht errungenen Selbstrausch liegt. Die mittelalterlichen und die russischen Progrome kommen ja, mag auch noch so viel Befriedigung der Roheit dabei sein, aus einer ganz anderen Quelle: aus dem Hafß der Christen gegen ein Volk, das den Erlöser ans Kreuz schlug. Diese Anschauung ist Hinterwäldlertum, aber nicht Hinterweltlertum. Ihre Umsetzung in ein Progrom ist sicherlich nicht frei von finsternen Motiven, aber sie ist doch gradlinig und sozusagen honett. Ihr liegt noch am Juden; sie sieht in ihm wirklich auf Grund einer bestimmten Tatsache einen Feind. Die heutigen Antisemiten wissen nicht recht, was sie nach Erringung der Macht mit dem Juden anfangen sollen. Selbst die wildesten unter ihnen denken doch nur an Konzentrations-Gefangenenlager für Juden; und wahrscheinlich wären sie in außerordentlicher Verlegenheit, was sie weiterhin mit ihren Gefangenen beginnen sollen. Die feineren Antisemiten sind natürlich gegen jede gewaltsame Maßnahme; und die feinsten, wie Weininger, verlegen den Juden sogar ganz nach innen, ins Innere jedes Menschen, womit dann die Elephantiasis in voller Entwicklung ist. Nichts hemmt dann mehr, alles unter dem Begriff Juden zu subsummieren, scheinbar ganz bestimmt

zu bleiben und doch ins Uferlose zu schweifen. Zugleich aber wird bei diesem feinsten Antisemiten (die z. B. Michel von seiner Verurteilung ausnimmt) der Selbstwiderspruch besonders deutlich: sie pochen auf Eigenart und Eigenwuchs und verlangen im selben Atemzug vom Juden, seine Eigenart eifälligst aufzugeben.

Soviel Spielarten auch der heutige Antisemitismus umfaßt, eine ist darunter nicht zu finden: Das Gefühl nämlich, mit dem etwa der Bauer dem jüdischen Viehhändler gegenübertritt und das eine ganz naive und starke Vorsicht gegen den Juden anrät. Die einzige Form des Antisemitismus, die der Antisemit als verkappt Religiöser nicht kennt, ist der instinktive Antisemitismus, der des Blutes und der einfachen Erfahrung. Auch hier gelangt schließlich die verkappte Religion zur Ausmerzung des eigenen Ausgangspunktes, den sie rationalisiert hat.